B. L.

[illegible]

v. [illegible]

Schriften

von

G. A. v. Halem.

Erster Band.

Prosaische Aufsätze.

Münster,

bei Peter Waldeck.

1803.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Erstes Buch.

Erzählungen aus dem Mittelalter.

Zur Einleitung etwas über den Rittergeist des Mittelalters und die Troubadours — S. 1

I. Französische und Englische Geschichten.

I. Aucassin und Colette. — 28
II. Ritter Lanval — 63
III. Hugo von Mataplana oder das Liebesurtheil — — 93
IV. Saint Didier und Adelheit von Claustra — — 109
V. Die Franken in Damiate — 113
VI. Die Syrerin — 148
VII. Robert von Artois, oder das Reiher-Gelübde — 150
VIII. Richard Löwenherz — 162

II. Spanische Geschichten.

IX. Rodrigo und Gemene — 165
X. Roderich — 206
XI. Der Nebucadnezar des Mittelalters — 219

III. Deutsche Geschichten.

XII. Odilia — 228
XIII. Graf Huno von Oldenburg und sein Sohn — 240
XIV. Graf Otto von Oldenburg — 244
XV. Der Gott im Kasten — 247
XVI. Graf Uffo und Hilburg — 252
XVII. Der Lippische Odüßeus — — 255
XVIII. Hast Du denn mehr? — 269

Zweites Buch.

Vermischte Erzählungen.

I. Porcia — — 279
II. Arria — — 283
III. Zwei weibliche Heroen — 289
IV. Die Versöhnung — 302
V. Olympia, oder die Lehre des Unglücks 304
VI. Ernestine — 331
VII. Sir Rivers — 348
VIII. Der zweite Joseph — 365
IX. Drako, ein Morgenländisches Hykayn 372
X. Fo, der Gerechte. 377

Erstes Buch.

Zur Einleitung,
etwas
über den Rittergeist des Mittelalters, und die Troubadours.

I.

»Liebe zu Gott und den Damen,« das war die Summe aller Lehre, die dem Ritter des Mittelalters beigebracht wurde. Auch waren es die Damen, welche die Sorge übernahmen, den Rittern, zugleich mit dem Catechismus, die Kunst zu lieben einzuflößen. Daher konnte denn ein Ritter, der seine Dame sittig zu bedienen

wußte, seiner Seligkeit gewiß seyn; und daher war es die erste Ritterpflicht, nicht nur selbst nichts übels von Damen zu reden, sondern auch nicht zu leiden, daß in der Ritter Gegenwart sich irgend jemand Reden erlaube, die für der Damen Ehre kränkend seyn könnten.

Wenn aber ihrerseits die Damen, durch ihre Aufführung der Ritter Vertheidigung sich unwürdig machten, so waren sie dagegen der strengen Censur der Ritter ausgesetzt. De la Tour, der im vierzehnten Jahrhunderte lebte, erzählt in einem Unterrichte für seine Töchter, daß, wenn etwa ein Ungefähr berüchtigte und unberüchtigte Damen in einer Gesellschaft zusammen führte, die Ritter, ohne Rücksicht auf Stand und Reichthum, die Unberüchtigten aufnahmen, und sie über jene setzten.

»Dame!« sagten sie laut in aller Ge-

genwart zu den Berüchtigten, »Dame! mit Euerm Wohlnehmen gehört diese Dame über Euch. Ist sie gleich nicht so adelich und nicht so reich, als Ihr, so blieb sie doch ohne Fleck, und sie gehört in die Zahl der Guten. Das Gerücht sagt, daß Ihr nicht dazu gehört, und das thut mir leid. Aber Ehre, der Ehre gebühret, und wundert Euch deß nicht.*)

Auch erwähnt de la Tour eines Ritters seiner Zeit, Geoffroy, der sich auf seinen

*) Dame ne vous deplaise, si cette Dame ou Demoiselle va devant, car combient qu'elle ne soit pas si noble ou si riche comme vous, elle n'est point blasmée, ainsi est mise au compte des bonnes, et ainsi ne dit l'on pas de vous, dont il me desplait, mais l'on fera honneur à qui l'a desservi, et ne vous en mereveillez pas. Sainte Palaye sur l'ancienne Chevallerie. Paris 1781. T. 1. p. 143.

Fahrten genau nach den guten Namen der Damen der Gegend erkundigte. Hörte er von einer, deren Ehre beflecket war, so ließ er sich keinen Umweg verdrießen, um ihre Pforte zu erreichen, an die er dann mit Kreide ein sehr bedeutendes Zeichen machte, und seines Weges zog. Ritt er dagegen vor dem Hause einer ehrbaren, züchtigen Dame vorüber, so unterließ er, wenn er nicht zu eilig war, niemals, zu ihr einzugehen, sie zu begrüßen, ihr Glück zu wünschen, daß sie ihren guten Namen erhalten habe, und sie aufzumuntern, sich in der Zahl der Guten zu behaupten. »Dies war,« sagt der Ritter de la Tour,« eine trefliche Ermunterung für die Damen, gegen jede Befleckung ihrer Ehre auf der Hut zu seyn. «Ich wollte« (fährt er fort), »daß jene Zeit wiederkehrte; denn ich meine, es würden dann weniger Entehrte seyn, als heut zu

Tage leider gefunden werden.*) Jetzt sind Berüchtigte und Unberüchtigte gleich geehrt, ein böses Beispiel für viele, die nun wähnen, es sey einerlei, wie man's treibe; denn jeglicher wiederfahre doch gleiche Ehre. Alles erlaubt man sich jetzt; und wo ist der Damm gegen Ausschweifungen?« **)

---

*) Je vouldroye, que cellui temps fust revenu, car je pense, qu'il n'en seroit pas tant blasmées, comme il est à present. ibid. p. 145.

**) Et pour ce etoit bon exemple à toutes gentilz-Femmes; car pour la honte, qu'elles cyoient dire des otres femmes, elle doubtoient et craignoient à faire mal a point. Mais, Dieu mercy, aujour d'hui on porte aussi bien honneur aux blasmées, comme aux bonnes, dont maintes y prennent mal exemple, et dient, que c'est tout uny et que l'on porte aussi grand honneur à celles, qui sont blasmées et diffamées, comme l'on a fait aux bonnes, il n'y a force a mal faire, tout ce passe: Mais toutes

Aber gleichwie die Ritter die Schätzer der Damenehre waren, so ehrten und lohnten auch wieder die Damen der Ritter Thaten. Besonders spielten sie bei den Tournieren eine große Rolle. Sie begleiteten ihre Ritter bis an die Schranken, und zogen dann kleine Geschenke von Bändern, Schleifen oder andern Kleinigkeiten aus dem Busen, die sie, um die Ritter durch das Andenken an sie zu befeuern, ihnen an Helm und Arme befestigten. Auch während des Kampfes ließen sie nicht ab, den Muth

---

fois c'est mal dit et mal pensé, car en bonne foy, comme bien qu'en presence on leur fasse honneur et courtoysie, quand l'on est parti d'elles, l'on s'en bourde. Mais je pense, que c'est mal fait, et qu'il vandroit encore mieux devent tous leurs montrer leurs fautes et leur folies, comme on faisoit en celluy temps, dont je vous ay parlé. Ib. p. 144.

ihrer Kämpfer durch ähnliche Gaben zu unterhalten. Tücher, Manschetten, Kopfzeuge, alle lösbare Stücke des Putzes flogen in der Hitze des Kampfes allmählig den Streitenden zu, und war der Kampf geendet, so standen oft halb entblößet die Damen, und wunderten sich über einander und errötheten, bis sie merkten, daß sie alle in gleichem Zustande waren. Die anfängliche Schaam lösete sich dann oft in Gelächter auf.

Wenn nach geendetem Kampfe dem Sieger der Preis zuerkannt war, dann wurden von den Waffenkönigen und Herolden Damen gewählt, die ihn dem Helden des Tages darreichen mußten. Beim Empfange dieses rühmlichen Lohns hatte der Ritter das Recht, den Damen einen Kuß zu geben, und diese Gunst schien das höchste Ziel seines Triumphs zu seyn. Die Trom=

peten und Zinken tönten jetzt in den lauten Jubel des Volks, und der Sieger ward, gefolgt von der Menge, durch die Damen in den Palast geführt.

Oft auch ward den Damen die Austheilung der Preise überlassen. Oder, war der Preis von den Kampfrichtern einem Ritter zuerkannt, den die Damen dessen nicht würdig hielten, so krönten sie ihrerseits denjenigen Ritter, welcher ihnen des Preises würdig schien. Dieser zweite Damenpreis wurde dem ersten gleich geachtet, und schmeichelhafter, als der erste, war er oft dem Empfänger.

Die von Pindar in Odenschwung gefeierten griechischen Spiele und die Triumphe des alten Roms gewährten keinen glorreichern Lohn, als der Dank der Damen war, womit sie nach Übungs- und Ernstgefechten die Siegenden ehrten. Und sie ehrten ohne

Beschämung der besiegten Mitkämpfer; denn die Hoffnung, auch einst die Palme zu gewinnen, ließ willig auch die Besiegten in des Siegers Preis einstimmen.

Der Sieger ward in das Schloß eingeführt. Die Damen löseten ihm die Waffenrüstung ab, und legten ihm kostbare Kleider an. Nach kurzer Ruhe führten sie ihn in den Saal, wo ihn der Fürst erwartete, und ihm an der Tafel den Ehrenplatz einräumte.

Hier, von den Damen bedient, war er der Gegenstand der Aufmerksamkeit und der Bewunderung aller Gäste und Zuschauer. Der Ruhm des Siegers stieg nach dem Maaße der Unbefangenheit und Bescheidenheit, womit er sich bei solchem Triumphe betrug. Denn die ersten Ritterlehren waren: »Sei in der Ältern Kreise der Letzte zu reden, der Erste zu s c h l a g e n im K a m-

pfe!« — »Nie redest du zu viel zu andrer Ruhm, zu wenig nie von dir!« — »Hättest du Alexandes Macht und Salomons Weisheit, wärest du Hectoren ähnlich an Tapferkeit und hättest der Demuth nicht, so wäre geringe, was du hättest.« Die Lehre der Demuth ging gereimt zum Sprüchwort über:

»Ein Ritter sey, nach Edler Weise,
»Im Schlagen hart, in Worten leise.«*)

Stoff zur Tafelunterhaltung gaben wechselnd die Thaten der Kämpfer, welche sich bei Turniren oder Schlachten ausgezeichnet hatten, und die Abentheuer der Ritter der Vorzeit. Diese waren auch der Inhalt der Gesänge und Lieder, welche die Damen, Jungfrauen und Minstrels anstimm-

*) Un chevallier, n'en doutex pas,
Doit ferir hault et parler bas.

ten, und mit dem Schall der verschiedenen Instrumente vereinten. Oft wurden diese Verse nachher in steinerne Säulen gehauen, die zum Andenken eines Kampfspieles errichtet wurden. Sie gingen von Mund zu Mund, von Hofe zu Hofe, verbreiteten so den Ruhm der Sieger bis an die Gränzen Europa's, und spornten zu ähnlichen Thaten die Hörer.

Nach der Mahlzeit vertheilten Ritter und Damen sich in die Gemächer des Palastes und unterhielten sich mit Übungen in mancherlei Künsten. Eine der geistigen Übungen war die Liebescasuistik. Man warf allerhand Fragen auf; z. E. »Eine Dame von hohem Range wird von zwei gleich adlichen Rittern geliebt; der eine ist herzhaft und unerschrocken, hat aber kein anderes Verdienst, als dies; der andere vereiniget alle Tugenden, die Herzhaftigkeit

ausgenommen. Welchen von beiden soll sie am meisten schätzen?«

Ein anderer fragte: »wer muß sich mehr um die Liebe und Achtung seiner Dame bewerben, der schon beglückte, oder der noch hoffende Liebhaber?«

Die Troubadours, die bei solchen Witzkämpfen gegenwärtig waren, zeigten dann ihre Talente, und manche Stegreifgedichte flatterten empor und starben. Auch die Damen übten sich nicht selten in diesen politischen Spielen. So forderte Marie von Ventadour einst den Troubadour Gui auf.

Marie.

Du Sänger, deß Wissen ich schätze,
O deute der Liebe Gesetze!
Uns schmiegt sich gehorsam der Mann;
Steht dies den Weibern auch an?

Gui.

Wohl kenn' ich der Liebe Gesetze,
Die wissend ich nimmer verletze.
Euch schmiegt sich gehorsam der Mann:
Das steht auch den Weibern wohl an.

Marie.

Was kniet denn ihr Männer und schmeichelt?
So ist wohl die Demuth erheuchelt?
Ihr gebt uns ja Kronen und Reich.

Gui.

Die Liebe macht wieder uns gleich.

Vor allen liebten die Damen das kriegerische Schachspiel. Der Stein, welcher bei diesem Spiel eine Hauptrolle spielt, und der bei den morgenländischen Erfindern des Spiels der General (Fersia) hieß, wurde nun, aus Galanterie gegen das Frauenzimmer, zur Jungfrau, zur Dame, zur Königin gemacht.*) Da den Damen andere

*) (L. W. C. v. Halem.) Bibliograph. Unterhaltungen. II. S. 152.

Kämpfe versaget waren, freueten sie sich, wenn sie wenigstens hier die Ritter besiegen konnten. Dagegen munterten sie ihre Anbeter zu neuen kriegerischen Unternehmungen auf.

»Ich möchte gern einen Engländer von Angesicht sehen!« sagte während des französisch-englischen Krieges eine Dame einst zu ihrem Liebhaber, dem Ritter Bonnelance. »Ich will darauf ausgehen,« war des Ritters Antwort,« und bin ich glücklich genug, einen zu fangen, so bring' ich ihn Euch.« Er hielt Wort. Mehrere Engländer fing er, und brachte sie der neugierigen Liebhaberin, die darob große Freude bezeigte.

Nach der Schlacht von Azincourt fanden sich vier Damen zusammen, deren Ritter ein verschiedenes Schicksal betroffen hatte. Der eine war im Kampfe getödtet;

der andere ein Gefangener der Engländer geworden; vermißt ward der dritte, ohne daß man wußte, wohin er gekommen sey; der vierte befand sich zwar gesund und wohl, aber einer schimpflichen Flucht verdankte er seine Rettung. Alle Damen klagten; doch am gerechtesten schien den andern der laute Jammer der Dame des Entflohenen. »Warum habe ich doch,« klagte sie, »meine Liebe einem feigen Ritter geschenkt! Lieber hätte ich ihn todt wieder gesehen, denn lebend.«

Der berühmte Ritter Bertrand du Guesclin war von den Engländern gefangen. Er konnte sich mit einem Lösegelde befreien, dessen Summe zu bestimmen, ihm selbst überlassen war. Guesclin bestimmte sie ausschweifend hoch. »Aber wie wollt ihr die bezahlen?« fragte verwundernd der Prinz von Wallis. «O,« antwortete er,

»ich habe Freunde die Menge; es giebt in Frankreich kein Weib, das Fäden aus ihrer Spindel zieht, was nicht mit ihren Händen arbeiten sollte, um mich den Eurigen zu entreissen.« Guesclin war der häßlichste Mann unter der Sonne; aber die Damen rechtfertigten sein Vertrauen, und Wunder! die Königin von England war die erste, welche eine ansehnliche Summe herschoß, um dem Feinde ihrer Nation die Freiheit zu verschaffen. Der Befreite warf sich dankerfüllt der Königin zu Füßen. »Ich habe mich,« sprach er, »für den häßlichsten Mann in Frankreich gehalten; aber ich beginne, bessere Meinung von mir zu hegen, seit Ihr, o Königin! mich so herrlich beschenket.»

Dies war der Geist der Ritterschaft; und wer möchte läugnen, daß, so wenig die Triebfeder der Handlungen auch in der

reinen Vernunft gegründet war, doch die Menschheit dadurch veredelt werden konnte, und wirklich veredelt ward? Aber nichts können die Menschen in ihrer Reinheit erhalten. Die Ritterschaft hatte das Schicksal aller Institute; durch Mißbrauch ward sie geschändet. Der schlechte Unterricht, den der Adel genoß, war der Grund des ganzen Verderbens. Auf Erwerbung körperlicher Fertigkeiten schränkte sich die ganze Rittererziehung ein. Sie wußten von nichts, als von der Natur der Vögel und Hunde, und von der Jagd zu reden, und ihr Geschmack war allein durch die unsittlichen Gesänge der After-Troubadours (Jongleurs) gebildet, die, um ihren Unterhalt zu erwerben, die Welt durchliefen. Wenige Ritter lernten lesen, wenigere schreiben. Selbst der berühmte Ritter Guesclin mußte den Geistlichen kommen lassen, wenn er et-

was Geschriebenes lesen wollte. Natürlich wurden die Ritter dadurch noch abhängiger von der Geistlichkeit, und die Religion war und blieb ein Wort- und Ceremoniengewebe, das zum elendesten Aberglauben führte. Priester Absolution wähnte man, befreie sie von aller Missethat, und in dieser abscheulichen Überzeugung überließen die Ritter sich, zumal während der Kreuzzüge, den schrecklichsten Ausschweifungen. Prahlsucht ward mit Ruhmbegierde, Verwegenheit mit Tapferkeit verwechselt. Unterordnung meinte man, sey mit der RAtterehre nicht verträglich. Jeder wollte befehlen, keiner gehorchen. Das Ritterwesen verfiel in sich selbst.

2.

Die alten provenzalischen Dichter, die seit dem zwölften Jahrhunderte blühten, sind die Hersteller der neuen schönen Litera-

tur; denn von ihnen lernten die Italiäner. Schon deswegen sind ihre Gedichte merkwürdig. Aber wichtig sind sie auch für die Geschichte, besonders die des Geistes und der Sitten jener Zeit. Nicht bloß Minne und Rittergeist athmet in ihren Gesängen; auch zur Vernunft führet der Weg, den sie mit Blumen bestreuten. Die Troubadours*) (denn dieser, des Dichters würdige, Name wird ihnen von der Mitwelt gegeben) straften die Ausschweifungen der Geistlichkeit und des Römischen Hofes; sie beurtheilten die Schritte der Fürsten und Großen; sie wurden die treusten Maler der Sitten ihrer Zeit.

Unter ihnen waren selbst Fürsten, Große, Ritter, Geistliche, Mönche, Leute von allen Ständen. In dem lieblichen Klima

---

*) von trouver, finden.

des mittäglichen Frankreichs blühte zuerst diese Poesie, und die Gesänge Wilhelms des Neunten, Grafen von Poitou und Herzogs von Aquitanien sind die ältesten, die auf uns gekommen sind. Sein Beispiel weckte allgemeine Nacheiferung. Die zahlreichen kleinen Höfe von Poitou, Toulouse, Provence, Arragonien zogen die Dichter in die Wette an sich; provenzalische Poesie verbreitete sich über die Pyrenäen und Alpen, ging über den Rhein, ging nach Britannien. Alle Schlösser hallten wieder von Gesängen (chanzos), Liedern (laxs), Sirventen (Tensons), Pastorellen und Novellen. Die Sprache der Provenzalen ward die gebildetste Europens. Die Schönen, die ihre Reitze besingen hörten, nahmen die Sänger und Meister der »fröhlichen Lust« (gaya sciencia, guai saber) mit zuvorkommender Güte, oft mit zärtlicher Liebe auf.

Was Wunder, daß sich bald mehr Thyrsusträger, als Begeisterte fanden? Der gute Geschmack sank unter den Reimen der Aftersänger, der Minstrels und der Jongleurs, und der Mißbrauch brachte bald die Poesie und mit ihr die provenzalische Sprache in Verachtung.

Dante erschien und Petrarcha. Sie retteten die Grazie des Schönen, welche sich in Provenzalischer Tracht den besseren Troubadours gezeiget hatte, und kleideten sie in Italisches Gewand.

Als schon die Chevalerie sank und mit ihr der bessere Geist der Troubadours, da hob sich noch von Zeit zu Zeit aus dem Troß der Jongleurs ein edlerer Sänger, und rief den Mitgenossen die schöne Vorzeit zurück, ermunterte sie zu ihrer Erneurung, und gab Lehren, die für keine Zeit überflüßig sind.

»Es gab eine Zeit,« singt Pierre Vidal,« wo Deutschland einen Kaiser Friedrich, England einen Heinrich mit seinen drei Söhnen besaß; wo in Toulouse ein Graf Raimund, in Catalonien ein Graf von Barcelona und sein Sohn Alphonsus lebten. Sie waren Menschenkenner und Schätzer der Troubadours und Ritter. Jetzt sieht man rings unter den Königen und Fürsten nur Weichlichkeit und Schwäche.«

»Wohlauf, ihr Troubadours, ihr seyd es, von denen die Welt Hülfe erwartet. Euer freier Gesang rufe die weise Freude zurück, die zu fliehen drohet. Ahmet nicht die Dichterlinge nach, die durch ewige Liebesgesänge die Hörer ermüden. Andere Zeiten heischen andern Gesang. Ehret den Geist der Zeiten; aber seyd besser, als er, und ehren wird man auch euch.»

«Meidet nicht die Reichen. Sollte auch

nicht besonderes Verdienst sie auszeichnen, besucht sie, wenn sie den Reichthum nützen; aber erkauft nicht ihre Gaben durch Niederträchtigkeit. Manche wollen als hohe Beschützer des Talents sich zeigen; sie wähnen für elendes Geld ein Recht über euch gewonnen zu haben, und fordern euch auf zum Gesang, ohne daß Ort und Zeit ihn begünstigen. Ihr folgt dem Ruf, und kaum begannet ihr, so flüstern sie dem Nachbar ein unbedeutendes Wort ins Ohr, oder erzählen ein fades Geschichtchen: diese meidet! Meidet auch die Baronen, die meinen, daß die Ehre, euch gehört zu haben, große Belohnung für euch sey! Meidet alle, denen Trank und Speise und Schlaf die höchsten Güter sind!«

»Verachtet nicht eure Mitsänger! Man wird es für niedrige Eifersucht halten. Verlangt man Kunde von dem, was in der

Welt ihr hörtet und saht; dann müsse eure Rede nicht gleich wie ein Strom sich ergießen. Forscht vorher, auf welchen Boden das Gesagte falle. Redet von den braven Männern, die ihr fandet, und von den Damen, die man am meisten schätzte. Hört man mit Vergnügen euch zu, dann nützet die Stimmung, begeistert eure Hörer, und führt sie zur Tugend! Sprecht ihr vor Personen von höherm Range, von erhabenem Geist und Herzen, dann strahle Adel in euern Mienen, dann hebe sich eure Stimme, und eure Rede sey edel, bestimmt und gesetzt. Es giebt Aftersänger, die, immer ihr Ich im Munde, jedes tadeln, voll Eitelkeit, wär' auch ein König gegenwärtig, in anmaaßendem, vertraulichem Tone reden, und sich das Ansehn geben, als ob sie Männer von Wichtigkeit wären. Ahmet sie nicht nach! Wie groß

auch euer Geist, euer Wissen, euer Talent sey, überhebt euch deß nicht! Seyd bescheiden, und ihr werdet Männer finden, die euch geltend machen werden.«

I.

Die Mähr

von Aucaßin und Colette.

Es dämmert! Setzt euch um mich her,
Ihr Lieben alle! Horcht der Mähr,
Wie unsre Väter liebten:
Denn Mähr und Sang aus alter Zeit
Erhöht des Frohen Fröhlichkeit,
Und heitert den Betrübten.
Und wär' er krank und litt er sehr,
Es würde, hört' er meine Mähr,
Schon wohler ihm zu Sinne.
Denn Liebe geußt, o glaubt mir, glaubt!
Wohl Balsam über jedes Haupt. —
So horcht dann! ich beginne.

Nicht fern von den Ufern der Rhone erheben sich auf einem schönen Hügel der Languedoc, nur dürftig noch die bemoose-ten Trümmer einer Burg. Sechshundert Jahre sind's, da wohnt' und herrschte hier Graf Garins von Beauçaire. Einst ein mannhafter Ritter, war er lang' in gewal-tigen Fehden das Schrecken seiner Nach-barn. Gern hätt' er jetzt bei herannahen-dem Alter in Frieden sein Leben beschlossen. Aber sein noch rüstiger Feind, Graf Bon-gars von Valence, vergönnt' ihm nicht die Ruhe, nach der er sich sehnte. Kein Tag verging, daß Bongars nicht mit seinen Reisigen bis vor die Thore der Burg streif-te, Garins Land verheerte und seine Va-sallen tödtete. Schwach war des alten Garins Arm. Sein Sohn Aucaßin — wohl hätt' er mit Ruhm den Feind zu be-stehen vermocht: denn er war jung und

stark und schön zum Bewundern. Aber Schalk Amor, der von je her mit den Menschen sein Spiel treibt, hielt gefesselt die Jugendkraft.

»Um's Himmels Willen,« sagten oft Vater und Mutter zu ihm, «lieber Sohn! wirf Dich auf's Pferd, ergreif die Waffen und hilf Deinen Vasallen! Sehn sie Dich an ihrer Spitze, tapfrer vertheidigen sie ihre Mauern, ihr Gut und ihr Leben.« —

»Lieber Vater!« antwortete dann der Jüngling, »Ihr wißt ja meinen Entschluß. Gern fecht' ich für Euch; doch Vater! gebt mir Colette, die milde, so lieb mir, so lieb! — Besteig' ich eher das Roß, umgürt' ich eher das Schwert, misch' ich mich eher in Kampf und Turnier, dann —! ja! dann erfülle Gott nie einen Wunsch meines Herzens! Vater, gebt mir Colette, die milde, so lieb mir, so lieb!« —

»Wie kann ich?« sprach dann der Vater; »das Mädchen ist nicht für Dich. Da kauft ein Vasall ein Sarazenenkind, läßt's taufen, und nun sollt' es Dein werden? Irgend ein Ackersmann, den seiner Hände Arbeit nährt, führt einst sie heim. Du — willst Du ein Weib nehmen, so sey sie adeliches Blutes. Schau in Frankreich umher und wähle! Da ist kein Sasse des Reichs, der Dir auf Dein Bitten seine Tochter versagt.« —

»Ach! Vater!« fiel Aucaßin ein,« das Blut giebt nicht adelichen Sinn. Colette ist so gut, so gut. Als Hirtin würde sie die Flur beglücken, wo ihr Schäferstab weilte. Setze sie auf den Thron, und glücklich ist das Reich, wo sie Königin ist.« —

Umsonst drang der Vater stärker in ihn. Umsonst vereinte die Mutter ihre Bitten

mit der Drohung des Gatten. Aucaßins Antwort blieb: »So mild ist Colette, so gut. Mich hat besieget ihr liebliches Wesen, und leb' ich, so leb' ich für sie.«

Unwillig ging der Alte zu Colettens Pflegevater. »Euer Mädel da macht mir Verdruß. Mein Sohn hat sich in sie vergafft. Lieber! laßt sie von euch!« —

Tief neigte sich der Vasall vor seinem strengen Gebieter. »Fort soll sie,« sprach er, »in fernes Land, und nimmer vernehm' er Kunde von ihr.«

Doch der Vasall war gut und liebte Colette! »Wie könnt' ich,« dacht' er, »das schuldlose Ding so streng behandeln? Aber ich muß Dich verbergen, Colette! vor den Augen Deiner Verfolger, bis ein günstiger Augenblick Dich befreiet.«

Ein Kämmerlein auf dem Thurme seiner Wohnung nahm das arme Geschöpf in

seine Einsamkeit auf. Überflüßig ward sie mit allem Nöthigen versorgt; aber Licht gab ihr nur ein kleines Fenster, das den Blick nach den Garten gewährte. Da schmachtete nun das süße Mädchen mit den braunen Locken, die, hinab die Schulter sich ringelnd, die schlanke Gestalt umwallten. Niemandem lächelte ihr helles blaues Augenpaar, mit den langen seidnen Wimpern. Keinem hob sich der volle Lilienbusen. Neidisch stahl sich nur des Mondes Licht hinein zu dem Mädchen und trank ihre Reitze. Süße Wehmuth erfüllte dann das Herz der lieben Gefangnen. Oft horchte sie dem Abendliede der Nachtigall, und oft wetteiferte sie so mit ihr im Gesange:

Du Sängerin im Mondenlicht!
Was ist es, was Dich trübt?
Bist du nicht frei und darfst du nicht
Ihn lieben, der dich liebt?

Du klagst wol sie, die jammert hier
Im Thurm, vom Liebchen fern.
Sie stürbe, funkelte nicht ihr
Der Hoffnung Wonnestern.

Sie stürbe, wär' es Liebe nicht,
Die Kraft zu dulden giebt?
Du Sängerin im Mondenlicht!
Was ist es, was dich trübt?

Indeß ward Colette vermißt von allen, die sich ihrer Lieblichkeit gefreut hatten. Sie ist entflohn! sagte dieser; ermordet ist sie von Graf Garins! sagte jener. Gleichgültig blieb keiner; aber Aucaßin war untröstlich. Hastig ging er zum Vasallen: »Gieb sie mir wieder, die theurer mir ist, als die Schätze der Erde; mir wieder Colette, die milde, ohne die mir verhaßt das Leben ist!«

Der arme Aucaßin that so kläglich, daß der Vasall es ihm endlich entdeckte, er

hab' auf des Grafen Geheiß Colette entfernen müssen. Doch, wo sie verwahrt sey, das verschwieg er. Verzweifelnd schied Aucaßin, schloß sich ein auf sein Kämmerlein, hing ganz seinem Schmerze nach, und nur seine Harfe gab ihm Trost:

Wo find' ich dich, o meine Taube?
  Wo tönt, Colette, meine Braut!
Wie Maigeflüster durch die Laube
  Nun deiner süßen Stimme Laut?

An dir, du Milde! wollt' ich hangen.
  Du flohst — mein armes Herz ist wund.
Ein Kuß auf deine Rosenwangen,
  Dein Lächeln nur macht mich gesund.

Tönt Saiten! wem ward sie zum Raube?
  Wem schallt der süßen Stimme Laut?
Wo ist Colette, meine Taube?
  Wo ist Colette, meine Braut?

Als Aucaßin so zur Harfe sang, da trat kaum athmend sein Vater herein:

»Du verbirgst Dich hier, der Eule gleich, und ächzest, indeß wir ein Raub des Feindes sind. Graf Bongars umringt mit seiner ganzen Macht die Burg, um uns mit Einem Schlage zu vertilgen. Unsre Ritter und Knappen stehen gerüstet zur Vertheidigung der Mauern und Thore, indeß die Bürger von den Zinnen Pfeile und gespitzte Pfähle auf die Feinde herab regnen. Aber an Anführung fehlts, und wem ziemt sie anders, als Dir. Lieber Sohn! geh' in Dich! Stelle Dich an die Spitze der Vasallen! Deine Gegenwart giebt ihnen Muth und Kraft zum Widerstande, — zum Siege. Auf! schütze Dein Erbtheil! Was bleibt Dir übrig, wenn die Burg Dir genommen wird?« —

»Lieber Vater!« erwiederte Aucaßin,

»soll ich wiederhohlen, was ich schwur? Bei Gott! ich kämpfe nicht, Du bewilligst mir dann Colette, die Milde.« —

»Mag dann alles verloren gehen! Nie geb' ich's zu,« rief der Graf; und zornig ging er von dannen.

Aucaßin folgt' ihm. »Vater!« sprach er, «wohl, ich will mich bewaffnen und gegen den Feind ziehn. Aber, bringt Gott mich gesund und als Sieger zurück, darf ich dann ein einziges, einziges mal noch sehn Colette, die Milde, so lieb mir, so lieb? Darf ich zwei Worte ihr sagen und einen Kuß auf ihren Rosenmund drücken? Darf ich Vater?«

»Es sey darum!« sprach der Graf. »Du hast mein Wort.«

Den Augenblick ward Aucaßin wie umgebildet. »Gebt mir Panzer und Schild!» Er rief's, rüstete sich, schwang sich auf's

Roß und flog mit eingelegter Lanze zum Thor' hinaus, wonnetrunken von dem Gedanken, bald die Freundin seiner Seele wieder zu schaun und überglücklich in dem Vorgefühle des verheißenen Kusses. Die Liebe war sein Panier. Einzig beschäftigt mit Colette, der Milden, sah' er nicht, hört' er nicht, spornte nur immer sein Pferd und fand sich auf einmal umringt von feindlichen Haufen. Aucaßin zuckte sein Schwert, hieb um sich gewaltiglich und streute rings das Feld mit Leichen der Feinde. So bahnt' er sich muthig den Weg durch's Gedränge. Schon naht' er in vollem Galop den Thoren der Burg. Da sah er einen Reiter stolz ihm zur Seite dahin sprengen. Graf Bongars war's. Vernommen hatt' er den Ruf der Seinen: »Aucaßin ist gefangen!« Nun eilt' er herzu, seines Triumphs zu genießen. Aucaßin

erkannt' ihn am goldnen Helm, wandte sein Pferd und wagt' einen wüthenden Angrif auf ihn. Ein gewaltiger Hieb auf den Helm warf den taumelnden Bongars herab zur Erde. Aucaßin faßt' ihn mit gesammelter Kraft am Visier, schleppt' ihn zur Stadt und stellt' ihn vor seinem Vater.

»Hier ist der Feind, der Euch und den Euren Jahre lang Kummer und Unglück brachte. Ich gebe ihn in Eure Hand.«

»Recht so!« rief der alte Garins, «recht so! mein Aucaßin! durch solche Thaten muß man in Deinem Alter sich Namen machen und nicht durch thörigte Liebschaften.» —

»Verschont mich, Vater! Ich hielt mein Wort. Die Reih' ist an Euch.« —

«Wovon sprichst Du, lieber Sohn?« —

»Ei Vater! hab' ich nicht Euer Wort, mir solle nach der Rückkehr aus der Schlacht

Colettens Blick, Colettens Kuß vergönnt seyn? Vergaßet Ihrs, o so vergaß doch ich es nicht.«

«Und dennoch mußt Du's vergessen. Mein Sohn, es kann nicht seyn!« —

«Und das ist Euer letztes Wort, Vater?« —

»Bei Gott! das ist es!«

Stracks wandte sich Aucaßin zum Gefangenen. »Graf Bongars! Du bist frei, von nun an frei! folge mir!«.

Bongars folgte; und schon war er von Aucaßin mit gewaltigem Arm aus der Burg geführt, ehe die nachgesandten Ritter es zu hindern vermochten. Aber hoch flammte nun des Vaters Zorn. Ergriffen ward Aucaßin und auf des Zürnenden Geheiß in's Gefängniß der Burg geworfen. So traf gleiches Schicksal die unglücklich

Liebenden, und keiner erfuhr von des andern Noth.

Aber Gott Amor wallte über seine Geweihten. Er gab Coletten den Gedanken der Flucht ein. Der Thurm war hoch und kühn der Gedanke, sich herab zu lassen von seiner Höhe. Aber jeder Tag machte Coletten vertrauter mit der Gefahr: und endlich däucht' ihr das Unternehmen gar leicht. Wohin sie nach der Flucht sich wenden, wo sie Aucaßin sehen würde, das kümmerte sie wenig. Aber fliehen, fliehen, das wollte, das mußte sie.

In einer schönen Mondnacht, da sie, voll des Gedankens, sich auf's Lager geworfen hatte und unruhig schlummerte, da war's, als umtönte sie leiser Gesang:

Auf! lasse dein Bette!
Was weilst du, Colette?
Vernimmst du die Stimme des Liebenden nicht?

Sie tönt dir nicht ferne:
Wohl flimmern die Sterne,
Wohl strahlt der Mond dir so freundliches Licht.

Drum lasse dein Bette!
Was weilst du, Colette?
Lang tönt dir die Stimme des Liebenden nicht.

Halb träumend sprang Colett' empor, verschnitt ihre Betttücher, knüpfte sie zusammen, festigte das Ende an dem Pfeiler des Fensters, und ließ sich den Thurm herab. Im weißen Nachtgewande, wie sie war, hatte sie nur ein leichtes Röckchen um sich geworfen, und nicht einst ihre Füßchen bedeckt. Amoretten umgaukelten das zerbrechliche Seil. Einige hielten die Knoten und gaben der Bebenden Kraft; andere spielten um ihren schwellenden Busen und umscherzten bescheiden die niedlichen Füßchen, so weit es die oft muthwilligen Weste vergönnten. Erst wie sie glücklich zur Erde

gelangte, und ihr zarter Fuß das thaubenetzte Gras berührte, da erst ward sie der Blöße gewahr und schauerte drob. Fort schlüpfte die Schüchterne nun durch die Pforte des Gartens. Leise Ahndung lenkte den Pfad zu den Mauern, die den Freund ihrer Seele umschlossen. Ihr deucht's, als tön' ihr Klagelaut. Sie neigt' ihr Ohr zu einem Risse, den mitleidig die Zeit in's Gemäuer gebrochen hatte. Himmel! wie ward ihr, da sie die Stimme des Geliebten erkannte! Er sang:

O nicht um mich,
Ich klag' um dich,
Colette, meine Braut!
Warum mußt' ich dich sehn und lieben?
Wo irrst du nun, umher getrieben
Vom Sturm des Schicksals, auf dem Meer?
Wer leiht dir Muth und Kräfte? wer?

Da nahte Colette die Rosenlippen dem

bemoosten Risse des Gemäuers, und sang in gleichen Tönen:

Die Liebe half dem Sturm' entfliehen.
Könnt' ich dich, Trauter, nach mir ziehen!
Die Lieb' ist der Gefahren werth:
Dank dir! du hast sie mich gelehrt.

O nicht um sich,
Es klagt um dich
Colette, meine Braut!

Der nahe Fußtritt der Runde, welche rufend die Mauer der Burg umkreis'te, verscheuchte die Liebende. Doch schnitt' sie in Eil' eine Locke ihres braunen Haars von der Scheitel, warf sie durch die Öffnung und floh, von Furcht gejagt, mit erneuerter Kraft nun von dannen. Selbst der Graben der Burg hielt sie nicht auf. Sie empfahl sich ihm, der schützet die Unschuld, und begab sich entschlossen hinein. Zum Glück war von der Dürre der Jahrzeit das

Wasser meist versiegt. Mühselig erreichte sie das gegenseitige Ufer; aber wund waren die zarten Händ' und Füße vom Streben durch die steinige Tiefe. Schmerzbesiegt und kraftlos sank sie am Ufer und weint', und vermochte lange nicht, den Weg zu verfolgen. Da lag sie, die Schönste der Schönen, im Anblick der schrecklichen Mauern, die den Freund ihrer Seele faßten. Ihr war's, als sehe sie, wie er die Locke seiner Colette an sein Herz drückte, und benetzt mit seinen Thränen in den Busen barg; als vernehme sie seinen Ruf: Colette, Du Milde! so lieb mir, so lieb! o säume nicht! fliehe! o rette Dich mir! —

Colette raffte sich auf, und wie vom Zauber getrieben, flog sie, eine neue Atalante, über Hügel und Thal, bis sich endlich ein dicker Wald vor ihr schwärzte.

Elfen, so hieß es, hauseten im Walde,

und giftige Thiere schadeten dem Wanderer, der sich hinein wagte. Colette schauerte zurück und sank erschöpft hinter eine Hecke, die den Wald einhegte. Ein süßer Schlaf überraschte sie hier, und erst um die Mittagsstunde ward sie von nahen Gesprächen geweckt.

Die Schäfer der Flur hatten in die Gegend ihre Heerden getrieben, und indeß die Schaafe zwischen dem Wald' und dem Flusse graseten, sammelten sich die Hirten am Ufer des nahen Baches, breiteten ein Tuch über's Wiesengrün und begannen ihr Mittagsmahl. Fröhlichkeit und Lachen waren ihre Gäste bei leichtem Mahle von Milch und Brod und Trauben. Auch erzählten sie mitunter sich Geschichten von den Ebentheuern des Waldes, und einer hatte noch mehr des Wunderbaren gesehen, als der andre. Colette horchte dem allen,

und, der Harmlosigkeit der Versammelten gewiß, trat sie, schön wie sie war, aus ihrem Gebüsch hervor.

»Siehe da!« so flüsterten ängstlich die Schäfer, »siehe da, die Fee des Hains!«

Sie wollten fliehn: doch hielt sie Colettens traulicher Blick und Wink. »Gott grüß euch, lieben Freunde!« sprach sie. «Saht ihr je den Jüngling Aucaßin?«

»Wie sollten wir nicht?« riefen alle. »Wenn er jagend durch unsere Gefilde streift, o dann umringen wir ihn oft, und streuen ihm Blumen und singen ihm ländliche Lieder des Preises. Denn er ist so gut, wie schön, und unsers Grafen Sohn.«

»Ihr Lieben!« sprach Colette, »wenn ihr wieder den Herrlichen seht, dann wird er traurig seyn; aber ich will euch sagen, wie ihr ihn froh machen könnt. Umringt

ihn dann, und streut ihm junge Mirthen und singt:

Wir sahn wohl eine Hindin weiß
 Zum Zauberwalde eilen:
Erjage sie! es wird zum Preis
 Dich Liebe, Liebe heilen.«

Sie sang's mit unbeschreiblicher Anmuth, wandte sich grüßend, und floh in den Wald. Die Schäfer wagten nicht, ihr zu folgen. Lange schauten sie der weißen Gestalt, die je und je noch zwischen den Stämmen durchschimmerte, in stillem Entzücken nach. »Erschienen ist uns die Fee des Hains!« so frohlockten sie endlich laut im Chor, wiederholten sich den Gesang, den die Schöne sie lehrte, und harrten sehnlich der Stunde, da sie Aucaßin begrüßen konnten.

Colettens Hüter hatt' indeß am selbigen Morgen seine schöne Gefangene vermißt. Der bekümmerte Vasall gab sie verloren,

und überzeugte nun seinen Gebieter durch falsche Briefe, daß sie in der Fremde gestorben sey. Graf Garins, froh, durch Colettens Tod nun seiner Sorg' entledigt zu seyn, gab bald dem Sohne die Freiheit. Aber was war dem Liebenden die Freiheit ohne Colette? Sein Leben war ein Gedank' an sie, und keine Vergnügungen des Hofes vermochten ihn zu zerstreuen.

Schon hatt' er heimlich in der Gegend umher gestreift, geforscht nach dem Mädchen mit den braunen Locken und dem blauen Augenpaar, und keiner hatte Kunde geben können. Endlich führt' ihn an einem schönen Morgen sein gutes Geschick dem Walde nah auf die Schäferflur. Fern schon erblickten die Hirten ihn, wie er heran streifte, den Bogen und den Jagdspieß in der Hand, und die sonnigen Locken herab über die Schultern verstreut. Schnell

versammelten sie sich und verkannten nicht den Kummer, der des Nahenden Antlitz umwölkte. Froh umringten sie ihn im Reihetanz, streuten Mirthen, und sangen von der weissen Hindin die Weise, wie sie Colette gelehrt hatte.

Die Melodie schon, welche dem lieblichen Jäger einst aus Colettens Munde Freud' in's Herz tönte, regte seine Aufmerksamkeit auf; süße Ahndung durchschauert' ihn beim wiederholten Hören des Sanges:

Wir sahn wohl eine Hindin weiß
Zum Zauberwalde eilen.
Erjage sie! es wird zum Preis
Dich Liebe, Liebe heilen.

Und als nun die Hirten ihm in frohem Gewirre die Geschichte von der Fee des Hains erzählten; erzählten, wie sie nach dem Sange von ihnen weg in den Wald geflüchtet sey, da hielt er sich nicht vor

Wonne. Viel Goldes streuet' er unter die dankenden Hirten. »Colette! du Milde! so lieb mir, so lieb!« Er rief's und stürzte muthig in den Zauberwald.

Vom goldnen Sterne der Liebe geleitet, fand er den Weg durch's verwachsene Gebüsch. Allenthalben wähnt' er Colettens Tritt zu sehen; zu hören das Rauschen ihres Gewandes. Aber er fand sie nicht. Schon neigte sich die Sonne. Schon webte sich die Dämmerung aus westlichen Wolken ihr Purpurgewand. Verzweifelnd lehnte sich der ermüdete Jäger an einen Pappelbaum:

Wo find ich dich, o meine Taube?
Wo tönt Colette! meine Braut?
Wie Maigeflüster durch die Laube,
Nun deiner süßen Stimme Laut?

Er sang's bewegt, indeß der Abendwind melodisch dur'chs Laub der Pappel rauschte.

Da war's, als würden seine Augen aufgethan. Nicht fern erblickt' er eine herrliche Laube. Wonnebebend naht' er sich und fand beim Eintritt — nicht sie, die er suchte; aber die Gewißheit, daß Colette die Bewohnerin sey.

Mit einfachem Schmucke war die Laube gebildet. Der wilde Rosenstrauch schlang seine rothe Blume um die zitternden Arme der weißen Pappel, und das Geißblatt, das sich gern durch die Lauben der Liebenden windet, duftete Wohlgeruch. Allenthalben fand er, von Mirthenlaub künstlich geflochten und mannichfaltig verschlungen, die Namen Aucaßin und Colette; auf einem hangenden Täfelchen standen geätzt die Worte:

Erjaget ist die Hindin weiß:
Wollst lieber Jäger weilen!
Die Liebe schließt den Zauberkreis;
Kann sie den Jäger heilen?

Er las es entzückt, und sieh'! ihm nahe stand die Heilende. Ihrer Hand entsank die frisch gepflückte Blume und sie — in des Glühenden Arm. — Still feierte rings die Natur, und die Sängerin der Nacht flötete dem liebenden Paare das Brautlied. —

»Laß uns hier weilen!« sprach Colette am Morgen. »Ich suche Dir Wurzeln und Kräuter, und Geflügel giebt uns Dein Geschoß.« Lächelnd entküßte Aucaßin die Worte den Lippen der süßen Träumerin. »Glaubest Du denn, meine Colette! daß nur wir in den Wald dringen können? Glaubest Du, daß man unsrer Spur nicht folgen wird? Fort müssen wir und jetzt.« — »Wohin, mein Aucaßin? Doch, was kümmert's mich? Aucaßin ist mein Geleiter.«

Hand in Hand verließen sie mit bethräntem Blick die Laube, verließen den Zauber-

wald, durchkreuzten manche Städte und Flecken, um einen Hafen zu erreichen; und waren hoch erfreut, da sie endlich in Marseille am Strande des Meers die tausend Wimpel wehen sahn.

Eine Flotte lag gerade bereit, den heiligen Ludewig mit der Blüthe der französischen Ritter und einer gewaltigen Heeresmacht nach Palästina zu führen, wo sie, gleich den Hunderttausenden ihrer Vorgänger, Gut und Blut zur Befreiung des heiligen Landes aufzuopfern bereit waren. Der Glanz des Zuges und der Muth, der aus Aller Blicken strahlte, wirkte mächtig auf Aucaßin.

»Warum,« sprach Colette zu ihm, »warum wolltest Du nicht dem Rufe Deines Innern folgen? Nur, Lieber! nimm mich mit Dir! Glaubst Du, daß Colette, die sich ohne Dich vom Thurm herab ließ,

die ohne Dich in den Zauberwald drang, nicht mit Dir geharnischt wider die Sarazenen fechten könne?«

Der Schluß war schnell gefaßt. Colette trug Helm und Panzer, als wäre sie längst daran gewöhnt. König Ludewig freute sich der beiden Streiter, die sein Heer vermehrten, und in wenig Tagen ging die Flotte unterm Zujauchzen der ströhmenden Menge in See. Sie landeten zunächst in Cypern, wo das Heer überwinterte, und erst im nächsten Frühling ward der Feldzug in Egypten eröffnet. Glänzend begann er. König Ludewig eroberte die Stadt Damiate mit dem Degen in der Faust. Aber als er zu kühn den Sieg verfolgte, und weiter den Nil hinaufzog, um Kairo, die Hauptstadt des Reichs, zu erobern, da ward er umringt von der Übermacht der Sarazenen. Das ungewohnte Griechische Feuer, welches

sie aus ehernen Röhren unter die Christen spritzten, richtete gewaltige Verheerung an, und die Versuche, es zu löschen, vergrößerten es nur. König Ludewig mußte sich nach den äußersten Anstrengungen der Tapferkeit mit seinem ganzen Heere dem Sultan ergeben: Damiate kam wieder in Feindes Hand, und war der Kerker der Christen-Gefangenen.

Aucaßin und Colette wurden getrennt, so das keiner von des andern Schicksal erfuhr. König Ludewig befreite sich bald durch großes Lösegeld, und versprach auch seine Ritter zu lösen. Er that's. Doch vermocht' er nur allmählig seine Zusage zu erfüllen. Aucaßin hatte das Glück unter den ersten Befreiten zu seyn. Er suchte seine Colette, aber alle Nachforschungen waren vergebens.

Traurig verließ er Damiate, und nur

die Hoffnung, seine Geliebte unter den Gelöseten im Vaterlande zu finden, konnt' ihn stärken. Nach zweijähriger Abwesenheit kam er nach Marseille zurück, aber ohne Colette. Hier vernahm er den Tod seines Vaters. Er eilte, Besitz von seinem Erbtheil zu nehmen. Seine Unterthanen erkannten ihren Gebieter und führten ihn in frohem Gepränge zur Burg. Aucaßin war Herr von Beauçaire, aber ohne Colette. Es kamen von Zeit zu Zeit gelösete Gefangene zurück aus Egypten. Colette war nicht unter ihnen. Es kamen Waller vom heiligen Grabe. Sie vermochten nicht Kunde zu geben von ihr, die er liebte.

So verfloß ein langes Jahr, und Aucaßin begann zu verzweifeln, daß er je wieder sehe Colette, die Milde. Umsonst doch drangen seine Vasallen in ihn, sich des Kummers zu entschlagen, und eine Gattin

zu wählen. »Ich habe gewählt,« sprach er; »wird Colette nicht mein, so gewinnt keine je mein Herz.«

Einst saß er an einem schönen Sommernachmittage mit seinen Baronen auf dem hochgestuften Söller der Burg. Sein Blick war auf den Wald gerichtet, wo er einige Jahre zuvor Colette, die Milde, gefunden hatte. Das süße Andenken drängte tiefe Seufzer aus seiner Brust und eine volle Thräne, die er zu bergen suchte, rann die Wange herab.

Indeß Aucaßin so in Gedanken verloren war, rief einer der Baronen: »Da kommt ein Leiermann! Der muß uns durch ein Lied erfreuen. Komm näher, guter Freund! was kannst Du singen?« Der Leiermann nahte sich, in einem Mantel gehüllt und das Haar über's Gesicht geringelt, der Marmortreppe. »Ist's gefällig,

gnädige Herrn! so sing' ich schlecht und recht zu meiner Geige die Liebschaft von Aucaßin und Colette.» Und schon begann er:

Ich sing zu meiner Fidel:
  Natur hat mich's gelehrt.
Ihr Herren, hört mein Liedel!
  Das Liedel ist's wohl werth.

Nun sang er, wie das Paar sich so innig geliebt, wie Colette sich aus dem Thurm gerettet, wie sie ihren Geliebten wieder gefunden habe; die ganze Geschichte sang er, bis zu der Liebenden Gefangenschaft in Damiate. Dann fuhr er fort:

Colette war am Orte,
  Der ihr das Leben gab.
Sie hütete die Pforte
  Des Bassen Amadat.

Und gut war der Gebieter,
  Er hegte milden Sinn.
Schon wollt' er wohl dem Hüter,
  Doch mehr der Hüterin.

Denn ach! sie war verrathen,
  Und ihr verhehlter Stand
Entdeckt dem Damiaten,
  Vor dem sie Gnade fand.

Einst wurde sie vom Bassen
  Gedrängt mit Schmeichelein,
Das Christenthum zu lassen,
  Und ganz sich ihm zu weihn.

Doch hielt sie fest am Bunde,
  Dacht Aucaßin, nur ihn,
Und schwur zur selben Stunde,
  Wohl über Meer zu fliehn;

Zum Lieblichen zu wallen,
  Der Hand und Herz ihr bot,
Und soll' ihm sie mißfallen,
  Zu sinken in den Tod.

Er, der in Höhn und Tiefen
  Sie schützte, er entwand,
Als ihre Hüter schliefen,
  Sie auch des Bassen Hand.

Zum Strande floh Colette
  Im athemlosen Lauf.
Laut rief sie: »rette!« rette!«
  Ein Schiffer nahm sie auf.

»Wohin, wohin?« — »Ich wohne,«
  Sprach mild der Schiffermann,
»Am fernen Strand der Rhone.«
  »O,« rief sie, »wohl mir dann!

Dort harret mein Getreuer.
  Wie Gott mich ihm bewahrt,
Das sing' ich euch zur Leier,
  Zu kürzen unsre Fahrt!«

Gern war ich ihr Gefährte:
  Sie sang zu meinem Spiel.
Mit sang ich, was sie lehrte.
  Wohl mir, wenn's euch gefiel.

Wer beschreibt Aucaßin's Empfindungen beim Hören der Geschichte? Er bebte die Marmorstufen hinab. «Colette, Du Milde, Du bist's!«

»Aucaßin! Du liebst mich noch!«

Sie riefen's, und sanken sich Freudeweinend in die Arme.

II.

Ritter Lanval.*)

In der ungebildeten Vorzeit, als noch keine Zeitungsblätter der Menschen politische Köpfe mit den Thorheiten aller Erdbewohner vom Nordpole bis zum Südpole füllten; als noch kein wohlthätiges Kartenspiel gewisse beschwerliche Zeiträume verschlang, und die edle Gleichheit zwischen Weisen und Thoren so glücklich herzustellen wußte, da beschäftigten sich die Geselligkeit liebenden Menschen in Stunden der Musse mit andern, Leib und Seele stärkenden Spielen. Bald kämpften die Ritter in Waffenübungen um den Preis der Tapfer-

*) Der Stoff zu dieser und der vorigen Erzählung ist aus den Fabliaux ou contes du 12 et du 13 Siecle. Tom. I. genommen.

keit, und die waltenden Schönen lohnten dem Sieger. Bald waren es Kämpfe des Witzes, die die versammelten Freunde unterhielten. Man hatte die sondre Weise, nur Dinge, die die ganze Versammlung anzogen, zum Gegenstand der Gespräche zu wählen, und nie ward also die reichhaltige Materie von der Liebe vergessen. Mannigfaltige Fragen wurden ohne Rückhalt aufgeworfen. Die Troubadours, die jeder frohen Gesellschaft ihre Gegenwart schenkten, nahmen dabei Gelegenheit, die Gäste mit Kunden romantischer Vorzeit und mit Harfengesang zu erfreuen. So entflohen die gaukelnden Stunden. Ein leichtes Mahl empfing dann die frohen Gäste. Doch kreiseten oft die reimgezierten Deckelgläser voll selbstgezogenes Weines, und es fand die Nacht sie alle in süßem Taumel der Freude.

In solcher Gesellschaft fiel auch einst das Gespräch auf den unseligen Hang des männlichen Geschlechts, ihre von Schönen erhaltenen, oder auch nicht erhaltenen Gunstbezeugungen zu verlautbaren. Die Damen thaten gar ungehalten auf die Unbesonnenen, und viel Witz ward verschwendet über die Frage: ob dieses oder jenes tadelnswürdiger sey?

Da erhob sich der edle Sänger Grulan und sprach; »Ihr Lieben alle! Wohl ist tadelnswerth der Mann, der sein Minneglück nicht zu bergen vermag. Und dennoch — kennt ihr die Geschichte des edeln Lanval? Wer wagt's, ihn zu schmähen? Wer mag ihm seine innigste Theilnehmung versagen?«

»Lieber Grulan!« unterbrachen ihn einmüthig die Damen;« geschwind erzähl' uns die Geschichte des edeln Lanval's!«

»Wie sollt' ich nicht?« sprach Grulan. »Nie ließ ich zur Erzählung mich nöthigen, und der schmeichelhafte Aufruf so holder Schönen giebt mir gedoppelte Kraft.«

Der edle Britte Lanval, aus berühmtem Geschlecht entsprossen, war schön und bieder. Im Turnier und Ernstgefecht gleich groß, gewann er bald die vorzügliche Freundschaft und Achtung des Königs Artus. Natürlich wetteiferten jetzt die Schönen des Hofes, mehr noch wie vor, um das Glück, von dem Ritter bemerket und vorgezogen zu werden. Aber keine der Damen nahete sich nur fern dem Ideale des weiblichen Reizes, das, wie lebendig vor Lanvals Blick gezaubert, im Wachen und im Traum ihn umschwebte.

Des Ritters sichtbarer Kaltsinn erregte endlich selbst den Stolz der Schönsten der Schönen. Die Königin Genievra (der Pin-

sel sinkt beim Namen) verfehlte noch nie des Sieges, wenn Sieg ihr am Herzen lag; doch schwerer ward es ihr nie, als sie's nun im Kampfe mit Lanvaln erfuhr. Desto froher war sie auch des Triumphs, dem sie jetzt nahe zu seyn wähnte. Der Ritter vernahm schon ihre tiefen Seufzer, deutete schon ihre abgebrochenen Laute, folgte schon ihren schmachtenden Blicken. Er hätte von Stein seyn müssen, wenn er länger zu widerstehen vermocht hätte. Genievras Züge schmolzen in seinem Herzen allmälig mit den Zügen seines Ideals zusammen. »Sie ist gefunden, deren Bild mich umschwebte!« so rief er sich oft, vom Anschaun ihrer Reize trunken. »Mich liebt die Schönste der Schönen, und ich — — Doch Lanval! wohin? Ist's nicht die Gattin des Königs, der Dich mit Gnade überhäuft; — des Freundes, der Dir sein gan-

zes Vertrauen schenkt? — Lanval! du darfst nicht lieben! — Fliehe!« so überfiel's ihn einst in durchwachter Nacht, »ja! fliehe der Schönheit — und dem Verrath und dem Undank! — Flieh' ohne Verzug!» — Er rief's, sprang auf, ließ satteln sein Pferd, und in wenigen Minuten verließ er die Burg Carduel, ohne Absicht, seinen Weg irgend wohin zu lenken.

Schon hatt' er sich in einen dicken Wald verloren, da sprang eine Hindin, weißer als Schnee, vor ihm auf. Sie schien ihn zu fliehen. Lanval verfolgte sie, und er fand sich, da der Morgen graute, auf einer Wiese, durch die mäandrisch ein Bach sich wand. Hier verlor sein Blick die leitende Hindin. Lanval stieg ab, ließ grasen sein müdes Pferd, und, gelagert am Ufer, sann er seinem Schicksale nach. Es folgte sein Blick den kleinen Wellen, wie sie, unaufhör-

lich sich haschend, vorüber kräuselten und plätschernd das Ufer bespülten.

So lag' er lang', und ihm ward wohl, und er entschlief. Lebhafter, als je, und ungemischt mit Genievra's Reizen, gestaltete sich vor seinem innern Blick das liebende Ideal; und liebliche Träume von Minneglück umgaukelten den Schlafenden. — Aber ihm däucht' es, als träum' er noch fort, da er, vom nahen Rauschen geweckt, zwei Mädchen von entzückender Schönheit vor sich stehen und in seinem Anschauen verloren sah. Sie grüßten gar freundlich den Erwachenden, und so erscholl harmonisch ihre Stimme:

«Willkommen, du Blume der Ritter! Dir blinket
»Im Sternlein der Liebe Dein freundliches Glück,
»O folge den leitenden Schwestern! Es winket
»Die Stunde der Wonne: Nie kehrt sie zurück.

»Du bist, o Held! gerecht erfunden!
»Schön strahlest Du im Siegesglanz,
»Drum winket Dir der Liebes Kranz,

»In Paphos Mirthenhain gewunden.
»O folge den Leitenden! folge dem Glück!
»Die Stunde der Wonne, nie kehrt sie zurück.

So ward der erwachende Lanval von Melodieen gehoben. Unwillkührlich folgt' er und schweigend den leitenden Schwestern durch Wies' und Hain, und aus jeglichem Gebüsch ertönt' auf's neue der Sang:

»O folge den Leitenden! folge dem Glück!
»Die Stunde der Wonne, nie kehrt sie zurück.

So wie weiter der Weg sie führte, ward hörbarer das Rauschen eines fernen Wasserfalls, der feierlich in den Gesang tönte. Nun lief der Pfad einen Hügel entlang; Jetzt wandten sie sich am schwinden=

den Abhang', und sieh! ein Tempe öffnete sich des Ritters staunendem Blicke.

Groß war die Ebene, zu der er einging. Kühlende Weste wehten ihm den Duft von tausend Blumen entgegen; ihn empfingen von Blüthenwipfeln die Chöre der Nachtigallen, und sein Auge irrt' entzückt in dem Labyrinth der Herrlichkeit, die ihn umgab. Im Hintergrunde der Scene ragt' ein grauer Felsen empor, von dessen steilen Höhen ein Bach sich rauschend ergoß, und schäumend die Flur durchirrte. Doch der Blick ward nicht beschränkt von dem ragenden Felsen. Die Natur hatt' ihn mit weiter Öffnung durchwölbt, und das Aug' erblickte jenseits die Fluthen des ungeuferten Meeres. Bald lockten nähere Gegenstände den entzückten Seher. Auf grünen Matten, mit Veilchen beblümt, und durch den schäumenden Bach zur Insel gebildet, hob sich ein herrliches

Zelt, vor dessen Eingang drei mächtige Eichen ihre Wipfel mischten, und den Waller in ihre Schatten luden. Nie gekannte Gefühle durchdrangen den Ritter, da er nun das Ufer der Zauberinsel erreichte, da die leitenden Mädchen in's Innere des Zeltes ihn führten, da der seidene Vorhang des Gemaches rauschte, und jene Gestalt, die wachend und träumend ihn umschwebte, eine Schöne, wie nur der glückliche Hirt auf Ida sie schaute, dem trunknen Blick entgegen kam. — Wieder rauschet der Vorhang! Wir weichen. — — Wohl Dir, wohl Dir, Lanval! daß nun in der Wonne Genusse kein Gedanke an Verrath und Undank Dich störte! Wohl Dir, daß Du leeren konntest den Becher der Freude, den zum Lohne die Geliebte Dir reichte!

Wer malet die Fülle der Wonne,
Wenn innige Liebe nun siegt;

Natur in ein süßes Vergessen
Der Erdensorgen uns wiegt?

Sich dann unser Wesen erhöhet
Und jegliche Nerve nun bebt,
Die Liebende lebt im Geliebten
Und er in der Liebenden lebt?

Die nie Dich empfanden, o Wonne!
O ihnen bleibt es Gedicht,
Und ha! den Geweiheten singet
Selbst Phöbus Apollon es nicht.

So schwanden den Liebenden Tage, wie Stunden, und jeder Morgen weckte zu neuer Lust die Glücklichen.

Doch mälig ward trüber der Schönen Blick. Bald spürt' es Lanval, dem nichts entging, was im Innern seiner Geliebten sich regte.

Wie sie einst in der Dämmerung, ruhend auf Rasen, vereint dem Rauschen des Baches horchten, und durch's Felsengewölb'

in's unendliche Meer schauten, da wagt' es Lanval und drang in sie, daß sie des Kummers Ursach' ihm entdecke.

»Ach! Lanval!« sprach sie, — die Thräne blinkt ihr im Auge; — »Was hehl' ich's Dir länger? Es ist keine Sterbliche, die Du liebst! Du liebst eine Fee, — und die Zeit ihres Scheidens ist nah. Ehe der wachsende Mond sich füllt, ruft mein Geschick mich von dannen, und Du, mein Lanval, kannst mir nicht folgen! Wenn einst der Morgen Dich wecket, dann streckst Du die Arme nach der, die Du liebest, und ach! Du findest sie nicht! — Weine nicht, Lanval! und forsche nicht weiter! Denn nie ergründet ein sterblicher Mensch der Ueberirdischen Thun. — Aber tröste Dich, Lanval! Du kannst auch, wenn ich nun scheide, noch ferner mich sehen, noch ferner lieben, die ewig Dich liebt. Wo Du auch

seyst, Du darfst, wenn Liebe gebeut — ja, Lanval! Du darfst mich rufen, und Deine Geliebte wird bei Dir seyn. Unsichtbar andern, eilt sie, Dich zu beglücken, dann Deinen Armen zu. — Aber vernimm das große Gesetz: Kein Sterblicher ahnd' unser Glück! Ich fordre das tiefste Geheimniß von Dir; und wisse, der leiseste Laut der Entdeckung zerstört den Zauber, und nie wirst Du mich wieder sehn.«

Sie sprach's und nimmer noch hatten ihre Worte mit solcher Anmuth sich ergossen. Sie sprach's und entfernte sich mit dem Blick der innigsten Liebe.

Der Ritter blieb tief durchschauert von dem, was er vernahm. Beglückt, wie er war, hatt' er nie sein Glück noch bedacht: Und ach! der erste Gedanke war nun — Gefahr des Verlustes. Jeden Tag, jede Stunde wiederholt' er sich die Zauberworte,

von denen kein Wort ihm entfiel. — Der Wehmuth leichtes Gewölk trübte von nun an den Himmel ihrer Liebe, und so vorbereitet der Ritter auch war, so schrecklich bestürmte doch Traurigkeit ihn, als eines Morgens er seine Schöne und mit ihr der Wonne Gefilde verschwunden sah.

Eine Wüste war nun ihm das Tempe, wo jede Staude, jedes Blümchen an sein verlornes Glück ihn erinnerte. Gesenktes Blickes verließ er das Thal, und sein Weg führt' ihn, ohne daß er sich's vornahm, zurück nach Carduel. Nur dann erst, als schon fern' ihm die Thürme der Königsburg schimmerten, schlug ihm sein Herz, und er stand an, den Weg zu verfolgen. Doch nicht lange. Die Königin, wähnt' er, hab' ihn vergessen, und dort nur, im Schooße der Freude, dort nur könn' er glücklich seyn.

Froh betrat er seine alte Wohnung, begrüßt von Schaaren Bekannter, die seiner Ankunft sich freuten, und die Gründe seiner Abwesenheit umsonst zu erforschen suchten.

Kaum war er allein, und schaute gedankenvoll den Weg zurück, den er gekommen war, da sah er einen Knappen nahen, der ein prächtig angeschirrtes Pferd am Zaume führte. Ihn hatte die Fee gesandt, in deren Namen er dem Ritter das schöne Roß, viel herrliche Kleidung und einen Ueberfluß von Reichthümern aller Art überreichte, auch sich selbst zu seiner Bedienung darbot.

Lanval konnte jetzt seinem Triebe, wohl zu thun, volles Genüge leisten. Bedürftige Ritter unterstützt' er, belohnte nach Würden die Troubadours und lösete arme Gefangne. Aber, was ihn vor allen glücklich machte: auf seinen Ruf flog stets die schöne Geliebte in des Liebenden Arme, und zärt-

licher war sie, wie je. Nichts blieb dem Ritter zu wünschen übrig. Aber eben dieses strahlende Glück war's, was die Wolken des Verderbens über sein Haupt zusammen zog.

König Artus versammelte jedes Jahr zu Anfang des Maien einen großen Hof, zu dem er alle Baronen und Ritter seines Reiches einlud. Er hatt' an diesem Tage der öffentlichen Berathschlagung und des Gepränges eine besondre Sitte eingeführt. Voll Uebermuths, das schönste Weib in seinem Reiche zu besitzen, ließ er nach dem festlichen Mahle die Königin zur Huldigung unter einen Thronhimmel treten. Ein Herold ging hervor und fragte laut: ob irgend Jemand auf seinen Zügen ein Weib gefunden hätte, das an Schönheit gleiche der Königin? Natürlich hallte der Saal dann wieder vom allgemeinen Zuruf: «Nie,

großer König! nie erschien uns eine Schöne bezaubernd, wie sie, die wir schauen.«

So erscholl denn auch am heutigen Feste der Menge jauchzender Ruf. Nur Lanval allein, das Herz erfüllt von den überschwenglichen Reizen seiner Fee, hielt es für Hochverrath gegen sie, wenn er wider sein inniges Gefühl laut der Königin Vorzug erkenne. Lächelnd senkt' er das Haupt und schwieg. —

Lange schon hatte des Ritters Glück der Höflinge Neid auf sich gezogen. Sie begriffen nicht, woher ihm der Ueberfluß von Reichthümern quille; begriffen nicht, wie ihm, ohne Liebschaft, so wohl seyn könne; ergründeten nicht, was ihn so an seine Wohnung hefte; und am wenigsten vermochten sie's zu fassen, wie es möglich sey, daß ein Mann, der, wie Lanval, von dem Könige vorzüglich geliebt und geehrt wurde

so geflissentlich den Hof zu meiden suche. Es war daher ein schweigender Bund unter ihnen, den räthselhaften Mann auf jedem seiner Schritte zu beobachten, und sein Verbrechen, daß er — nicht war, wie sie, gebührend zu ahnden. Die Königin wäre kein Weib gewesen, hätte nicht Sehnsucht, Lanvals sichtbare Verschmähung ihrer zuvorkommenden Gunst zu rächen, sie mit in jenen Bund gezogen. An Gelegenheiten, ihrem Gemahle Mißtrauen gegen den Ritter einzuflößen, konnt' es der Suchenden nicht fehlen. Kaum war dann jetzt der Menge gewaltiger Zuruf verhallet, als die Königin schon durch einen dienstfertigen Höfling erfuhr, Lanval habe nicht gejauchzet — habe das Haupt gesenkt — habe spöttisch gelacht.

Die Königin erblaßte vor Ingrimm. Den Augenblick vernahm ihr Gemahl im

Ver-

Vertrauen, was der ganze Hof schon wußte. So sehr auch Artus dem Ritter wohl wollte, so empfand er doch diese anscheinende Verachtung sehr hoch, und Lanval mußte vor ihm kommen.

»Darf ich fragen, Herr Ritter! was denn Euch zu dem Schweigen, zu dem Hohnlächeln bewegt?« —

»Großer König!« erwiederte der Ritter, «Gott bewahre mich vor Hohn! Lange huldigt' ich der Schönheit, die Euern Hof so glänzend macht. Aber ein gemeiner Schmeichler wär' ich, hätt' ich mit in den Ruf der Menge gestimmt. Danket mir, daß ich nur schwieg.«

«Nur schwieg?« fuhr der König auf.

»Wie kann ich denn,« sprach mit Empfindung der Ritter, »des Mondes Licht als unübertreflich erkennen, wenn ich die Sonne sah?«

»Ihr wagt's also,« rief der König, »zu behaupten, daß Ihr die Schönere saht?«

»Das wag' ich,« trotzte der glühende Ritter, »und zehnmal schöner, und — mein ist sie!«

Das Wort war gesprochen. Wie Todesschauer überfiel's ihn, da es geschehen war.

»Lästerung! Lästerung!« zischelten die Höflinge. Die Damen des Hofes, die ihre reizendere Gebieterin beneideten, hatten heimliche Freude darob. Auch hofften sie, bei dieser Veranlassung, hinter des spröden Ritters Geheimniß zu kommen. Laut ergriffen sie die Parthei ihrer beleidigten Königin, und drangen feierlich darauf, daß Lanval seine Behauptung wahr mache, oder Strafe leide. Der König widerstand nicht dem Rufe. — »Der Ritter,« so war sein Ausspruch, »stelle zur Rechtfertigung in

drei Tagen die gepriesene Schöne zur Vergleichung dar, oder leide die Strafe des Hochverraths!«

Kaum sich seiner bewußt, irrte Lanval zurück zu seiner Wohnung. Ihn kümmerte wenig die gedrohte — unvermeidliche Strafe. Aber schwer lastet' es ihn, daß er der Fee großes Gesetz: »kein Sterblicher ahnd' unser Glück!« gebrochen, vielleicht, ach! den Zauber zerstöret hätte. Und dennoch, dacht' er, war's möglich, hier zu schweigen? Mein Trost ist der, ich nannte sie nicht.

Kaum hatt' er sein Zimmer erreicht, so rief er mit ängstlich bebender Stimme sie, die er liebte. Aber ach! er rief zum erstenmale vergebens. — In stummem Hinstarren weilt' er lange, flehte dann inniger, rang die Hände, und zerfloß in Thränen der tiefsten Wehmuth. »Ach!« sprach er mit Schluchzen:

»Was heischtest Du — Göttin von mir — von mir, einem Menschen? Schmähen sollt ich Deine siegenden Reize? Denn war nicht Schweigen hier Schmähung? — Zwar war ich ein Thor, daß ich sprach. Der Menschen Urtheil kümmert Dich wenig, da, außer mir Beglücktem, kein sterbliches Auge Dich sah und Deinen Reitz ermessen kann. — Doch darum erspäht auch keiner mein Glück, noch Dich, die das Glück mir gewährte. — Darf je ein glücklich Liebender, der seines Glücks sich rühmte, Verzeihung hoffen, o, so ist's Dein Lanval! — Erbarme Dich mein und hör' auf meinen Ruf! —— Doch, was fleh' ich Thor? Zerstört ist der Zauber und Du — Du selber vermagst nichts wider des Schicksals Schluß. Du weinst, dies ist mir Trost, gewiß auch über mich, und klagst, daß Du nicht helfen kannst. — So stirb denn, Lanval!

stirb! und freue Dich, daß Du ein Glück genossest, was wenigen beschieden ward!«

Er sprach's, und von dem Augenblick an ward er ruhiger. Aber sichtbar schwanden die Kräfte des guten Ritters. Willig stellt' er sich nach Ablauf der bestimmten Zeit in's Gefängniß, und erwartete ohne Zagen das Urtheil des niedergesetzten Gerichts. »Ach!« seufzt' er, »könnt ich im Scheiden noch einmal Dich schau'n — Dich schau'n, die hier den Himmel gab; o! dränge nur von fern ein Strahl Deiner Schönheit in meinen Kerker, selig wär' ich im Sterben; seliger, denn alle, die leben und meines Todes sich freuen!«

Versammelt war indeß in Nähe des Kerkers auf offnem Platze der große Gerichtshof, um nach Vorschrift des Hofes ein Urtheil zu fällen über Lanval, den Hochverräther. Der König und seine Ge-

mahlin, samt allen Damen des Hofes schauten vom Sammtbedeckten Altane der Burg, begierig der förmlichen Entscheidung eines Rechtsfalls zu, der schon längst entschieden war. Kurz war die Erörterung. Die Stimmen: schuldig oder nicht schuldig! wurden schweigend gesammelt, und der Erste des ehrwürdigen Gerichts that schon seinen Mund auf, um den Spruch der wohlgestimmten Mehrheit der harrenden Menge zu verkünden. — Da erhob sich ein Gemurmel unter den Zuschauern. »Seht doch,» sprach einer zum andern, »seht doch die nahenden Damen!« Jeder wandte den Blick von des Richters peinlichem Gesichte hin zu den kommenden Schönen Es stockte der Ausspruch in dem geöffneten Munde des irdischen Minos, und mächtig riß er zugleich die blinzenden Augen auf,

als er zwei Damen auf gelben Pferden in den Gerichtskreis reiten sah.

»Sie ist's! sie ist's!« so dachten — wünschten alle. »Lanvals Schöne kommt zu ihres Helden Rettung!«

Die Ungewißheit wankte nur unter der Menge, welche von den Beiden den Kampf mit der Königin bestehen werde? Doch, wie staunte Jeder, da die Schönen nach freundlichem Gruße die nahe Ankunft ihrer Gebieterin verkündigten. Kaum hatten sie ausgeredet, so erschienen, reitend auf spanischen Mäulern und köstlich gekleidet, zwei andere Damen von majestätischem Wuchs' und schöner noch, als die ersten. Mit edlem Anstand wiederholten sie die Nachricht, daß ihre Gebieterin nicht ferne mehr sey.

Die Königin, die von ihrer Höhe den Zug gesehen, lag lange schon in Ohnmacht.

König Artus aber war von seinem Altane herunter getaumelt, und er vernahm, da er den Gerichtshof erreichte, das laute Jauchzen der Menge. Denn sieh! auf einem schneeweissen Zelter nahte schon sie, die Verkündete, selbst. Nachläßig spielt' ihr Purpurgewand um Brust und Schultern, und der wallende Busen stritt an Vorzug der Weisse mit dem Hermeline, den er zurück stieß. Auf ihrer Schwanenhand hüpfte das Zeichen des Adels, ein Falke, und eine schöne Hindin folgt' ihrer Spur. Männer und Weiber, das Volk und die Ritter, hatten sich ihr entgegen gedrängt, und da sie nun einzog, umtönte vermischtes Gemurmel von Preis und Bewundrung die Göttliche. Wie getrieben von oben, versammelten die Troubadours sich in Chöre und sangen:

Es fallen, es fallen die Ketten!
Heil Lanvaln! Dich Edler! zu retten,
Stieg Paphia zu uns herab.

Sie schaun wir, und schon ist gesprochen
Das Urtheil! und schon sind gebrochen
Die Ketten, die Liebe Dir gab.

Dich, Günstling der Götter! Dich weihen
Die Barden. Nur Dich zu befreien,
Stieg Paphia zu uns herab.

Lanval hatte schon in seinem ganzen Wesen die Nähe seiner Göttin gefühlt. Jetzt drang ein Strahl ihres Glanzes in seinen Kerker. Jetzt scholl ihm, wie Sphärengesang, der Sänger Chor. Da entfielen von selbst ihm die Ketten; da sprangen die Riegel des Kerkers; weit öffneten sich die Pforten, und wie im Triumph trat Lanval hervor. Entgegen tönt' ihm der Lösegesang:

Sey frei, o Ritter! So sprachen
Die Chöre der Barden. Sie brachen
Die Ketten, die Treue Dir gab.

Die schöne Fee umritt indeß und begrüßte den ganzen verzückten Gerichtskreis, — warf einen Blick, in dem der ganze Himmel schwamm, auf ihren befreiten Ritter, und — schweigend schied sie von dannen.

Lanval hielt sich nicht, schwang sich ungestüm auf's nächste Roß, und folgte der Fliehenden Spur. ber bald schwanden die Schönen vor seinem Blick. Der ermüdete Ritter fand sich nach langem Irren am rauschenden Bache, wohin ihn bei der ersten Flucht von Carduel die Hindin geleitet hatte. Hier lagert' er sich auf's neu, und seine Phantasey mahlt' ihm mit lebhaften Farben alles, was ihm seit der Zeit, da er zuerst hier ruhte, wunderbares begegnet war. Dann dankt' er mit Won=

nethränen der Fee, daß sie seinen feurigen Wunsch erfüllet, sich einmal noch ihm gezeiget, ihn befreiet hatte. Ja! so dacht er, nun sterb' ich vergnügt, und hier am murmelnden Bache, wo einst das Glück mich suchte, hier will ich harren des Todes.

Sein Gedanke ward That. Er baute sich hier eine Hütte, umpflanzte sie mit Bäumen, und lebt' in ihren Schatten in süßer Erinnerung der Vergangenheit. Geheime Sage will (kaum wag' ich's, sie nachzusprechen), die mitleidige Fee hab' es vermocht, in den lebhafteren Augenblicken der Erinnerung in des Reuigen Arme zu schlüpfen, und die süße Vergangenheit zur süßeren Gegenwart zu zaubern.

Lanval fühlte sich glücklich. Die Schäfer der Flur liebten den guten Eremiten, und horchten seinem Sange, wenn er in lieblichen Tönen die Schönheit der Natur

und ihn pries, durch den sie so schön ist. Auch drang der Ruf des begeisterten Sängers zu den Edlen der Gegend umher. Ritter und Damen suchten ihn auf, und Lanval sang ihnen in mannigfaltigen Tönen, rührend bald, bald scherzend, die Erfahrungen, die er in der großen Lehre von der Liebe gemacht hatte. So sang er oft:

Die ihr genießt der Schönen Gunst,
Wollt euer Ohr mir neigen!
Seyd froh des Glücks, und übt die Kunst,
Die schwere Kunst, zu schweigen.

Des Glückes Blume, dir geschenkt,
Wird süß're Düfte streuen,
Kann sich der Freund, der sie getränkt,
Mit dir der Blüthe freuen.

Allein das Blümchen Minneglück,
Geheimnißvoll entsprossen,
Naht ferne nur des Dritten Blick,
Auf ewig ist's geschlossen.

III.

Hugo von Mataplana, oder das Liebes-Urtheil.*)

Es war in der Blüthenzeit des Jahres, als der edle Sänger, Hugo von Mataplana, von reichen Baronen und lieblichen Damen umgeben, seine Gäste auf grün beblümtem Teppich, den die Natur verbreitete, mit den Freuden der Tafel, mit Spiel und Gesang unterhielt. Schon war man im Begriff, die Tafel zu verlassen: Da nahte sich mit Anstand und wohlgeputzt ein kleiner, freundlicher Sänger, grüßte alle Anwe-

*) Der Erzähler der Geschichte ist der Troubadour Raimond Vidal de Besaudin. Hist. des Troubadours III. p. 227.

sende gar sittiglich, und sang mit einnehmender Stimme einige Lieder, die den Versammelten große Freude machten. Jetzt wandte er sich zu Hugo: »Edler Troubadour!« so sprach er, «Dein Ruhm erscholl so weit umher, daß zwei Damen, deren Namen ich nicht nennen darf, Dich zum Richter ihres Liebeshandels gewählt haben. Ich bin ihr Gesandter. Würdige meinen Vortrag Deiner Aufmerksamkeit!«

Ein edler Ritter liebte lange eine Dame von solcher Schönheit und so hoher Geburt, daß er nach seiner Lage keinen Anspruch auf sie zu haben schien. Aber durch glänzende Thaten machte er sich ihrer würdig, und sie nahm ihn in ihren Dienst auf. Sieben Jahre lang war er ihr treuer Ritter, und durfte von ihr fordern, was er züchtiglich wünschte. Auch sie empfing

Ringe von seiner Hand, trug sie aus Liebe zu ihm, und hatte des nicht hehl.

Als eines Tages der Ritter voll Bewunderung ihrer Reize neben ihr saß, vermocht' er nicht länger, sich zu halten. Von Liebe hingerissen, äusserte er kühne Wünsche, wodurch ihre Tugend sich beleidiget fand. »Ritter!« so fuhr die Dame empor, »Ihr seyd meiner züchtigen Liebe fortan unwerth. Verscherzet ist meine Gunst und nie werdet Ihr sie wieder erlangen.« Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer, und der arme Ritter blieb, wie vom Donner gerührt, zurück.

In dem nahen Zimmer hatte eine Verwandte des Hauses, ein funfzehnjähriges hübsches Mädchen, den Zwist vernommen. Sie trat herein, nahte sich theilnehmend dem Liebenden, und er vertraute ihr die Ursache, warum seine Schöne ihn verlassen

habe. »Ich muß lachen,« fiel sie ihm ein; »durch ein solches weibliches Aufbrausen laßt Ihr Euch schrecken? Ihr seyd ein unerfahrner Liebesritter. Eure Stunde war noch nicht gekommen; ich will den Zeiger schon rücken, daß sie bald schlagen soll.«

Aber sie hielt nicht Wort. Neue übereilte Versuche des Ritters mißglückten, wie der erste, und die zürnende Dame verbot ihm, je wieder vor ihren Augen zu erscheinen.

Die kleine Verwandte stimmte nun in des Ritters Klagen ein, und tröstete ihn endlich mit den Worten: »Ein treuer Liebender blieb noch nie ohne Lohn. Lohnt nicht die Eine, so lohnt ihn die Andere.«

Auf die Weise zog ihn die Kleine allmälig in ihren Dienst. Er weihte sich ihr auf's Leben, und sie versprach ihm nach einem Jahre einen Kuß.

Während der Zeit zeichnete sich der Ritter durch eine Reihe von Großthaten noch ehrenvoller aus, denn vorher. Der Ruf seiner Tapferkeit erfüllte das ganze Land, und es gereuete allmälig die erste Dame seines Herzens, daß sie den trefflichen Ritter so schnöde auf immer verwiesen hatte. Sie rief ihn zu sich. Zwar eilte er nicht sehr, zu kommen; aber dennoch kam er, und sie warf ihm seine Zögerung vor.

Des Ritters Rechtfertigung war leicht. »Auf immer von Euern Augen verwiesen, wie konnte ich diese Zögerung für ein Verbrechen halten?«

»Und wie konnte,« so fiel sie ein, « wie konnte ein treuer Liebhaber so wörtlich deuten, was ich bloß, um seine Liebe zu prüfen, äußerte?«

Aber der Ritter berief sich auf seine langen Dienste, die doch wohl verdient

haben möchten, daß man seine von Liebe eingegebenen Wünsche mit Liebe abgewiesen hätte. Die Verzweiflung habe ihn zu einer andern Neigung hingerissen, und nie werde er sich von der neuen Dame seines Herzens trennen.

Was auch die verlassene Geliebte dagegen erinnerte, der Ritter blieb unerschütterlich bei seinem Entschluß, und verließ die Dame in der nemlichen Verzweifelung, worin die Grausame den Flehenden einst gesetzet hatte.

Die Verschmähte ließ jetzt die kleine Nichte kommen, die ihr ihren Liebhaber geraubt hatte. Ihren Kummer verhehlend, schmeichelte sie ihr mehr, als gewöhnlich.

»Ich freue mich immer, wenn ich Dich sehe,« sprach sie. »Es ist fast Selbstliebe, wenn ich Dir gut bin, liebes Kind! denn Du weißt, daß Deine Bildung mein Werk

ist. Aber wie stimmt das freundliche Gesichtchen, das Du mir machst, zu Deinem Verfahren? Die Hand auf's Herz; handelst Du recht an mir? Ahnest Du nicht, daß Du mich empfindlich beleidigt hast? Ich hatte, Du weißt es, einen treuen Ritter, und sieben Jahre lang wußte ich durch geschickte Behandlung meine Tugend mit seiner Liebe in zartem Verein zu erhalten. Nichte, Du hast mir den Ritter geraubt, und dadurch doppelt gegen das Gesetz der Liebe verbrochen. Einmal hast Du Deine eigene Ehre leichtsinnig aufs Spiel gesetzt, weil Du so schnell ihm Gehör gabest; und dann ist auch mein guter Name, der immer makellos war, dadurch beflecket worden.«

Die Nichte war bestürzt, und wußte lange nicht, was sie antworten sollte. Aber sie faßte sich bald, bezeugte der Tante ihre

Erkenntlichkeit für die Erziehung, die sie von ihr empfangen hatte, und rechtfertigte dann frei ihr Verfahren.

»Bedenkt doch,« so sprach sie, »daß der Ritter Euch sieben lange Jahre unablässig gedient hat. Er schenkte Euch Handschuh, Bänder, Ringe und andere schöne Sachen. Sie anzunehmen, trugt ihr kein Bedenken. Aber immer unbelohnt blieb der edle Schenker. Schon nach zweijährigem Dienste mag eine Dame, ohne bösen Willen zu zeigen, sich nicht entlegen, ihrem Ritter gefällig zu seyn. Das ist ja Liebessitte. Und Ihr bleibt ungefällig nach sieben Jahren. Das Loos, das Euch traf, ist also nicht unverdient, liebe Tante! Gebt nicht mir die Schuld, daß er mein Ritter ward. Ihr wieset ihn ab, und so war es Euer Vortheil, daß ich ihn aufnahm; denn ich, nur ich habe gehindert, daß er in seiner Ver-

zweifelung nicht öffentlich in Klagen und Vorwürfen gegen Euch ausbrach. Und was meinen guten Namen betrift, seyd deswegen ohne Sorge, liebe Tante! denn wer wird mir's nicht zur Ehre rechnen, einen so würdigen Ritter gefesselt zu haben? Genug, ich kann ihn nimmer verabschieden. Aber, sollte er selbst seinen Abschied nehmen, nun dann mag er wieder Euer seyn!«

Die Tante, wenig zufrieden, bestand lange auf die förmliche Wiederabtretung ihres Liebhabers. Die kleine Nichte blieb aber bei ihrem Satz, daß sie nach den Gesetzen der Liebe nicht dazu verpflichtet sey.

Nach langem Zwist sind sie dann darüber eingekommen, das Urtheil des braven und scharfsinnigen Troubadours, Hugo von Mataplana, solle sie scheiden. Mich haben sie zum Ausleger ihres Willens erkoren

Mit Treue und Genauigkeit habe ich meinem Anftrag Genüge geleistet, und ich harre der Entscheidung.«

Er schwieg. Rings herrschte Stille, und Aller Augen waren auf Hugo gerichtet.

Der Troubadour blieb einige Minuten in Gedanken vertieft. »Es thut mir leid,« sagte er endlich, »daß ich die Damen von Person nicht kenne, denn ich hege gar gute Meinung von Beiden. Das Zutrauen, womit sie mich beehren, ist schmeichelhaft, und ich will es nicht täuschen. Du, edler Sänger, wollest weilen bei mir bis zum Anbruch des morgenden Tages. Ich will Deinen Vortrag in Erwägung ziehen, und Dich zu früher Tageszeit mit der Entscheidung entlassen.«

Jetzt erhob man sich von der Tafel. Der freundliche Bote der beiden Nebenbuh-

lerinnen ward mit Höflichkeiten überhäuft, und die Damen forschten nach tausend kleinen Umständen der Geschichte, nach Alter und Gestalt und Kleidung der beiden Heldinnen und ihres Ritters. Fast erkrankten sie vor Neugier, wer doch die Unbekannten seyn möchten. Aber der verschwiegene Troubadour wußte auch die Schlauesten, wenn sie auf die Spur kamen, durch Wahrheitähnliche Erdichtungen irre zu führen.

Die Nacht kam, und sie schieden nicht unterrichteter, als da sie von der Tafel aufbrachen. Jede hatte eine andere Vermuthung. Jede entschied den Handel, nach Verschiedenheit ihres Alters und ihrer Lage; aber darin schienen sie alle einig zu seyn, daß sieben Liebesjahre eine gar lange Zeit sey.

Der ersehnte Morgen brach an, und schon mit dem ersten Sonnenstrahle fanden

sich, von reger Neugier früh geweckt, alle Damen wieder in Hugo's Schlosse ein.

Feierlich ward zuvor die Messe gelesen. Dann begab sich Hugo von Mataplana im Gefolge seiner Gäste abermals auf die Wiese, deren Grashalme noch hie und da vom Thaue perlten. Aber die Damen achteten des nicht. Nach Hugo's Vorbild lagerten auch sie sich in's Gras um ihn her.

Nun wandte der Troubadour mit seiner gewohnten Freundlichkeit die Rede an den fremden Sänger:

»Ich bin sehr zu beklagen, lieber Gast, daß ich in dieser Angelegenheit entscheiden soll; denn ich kann es nicht thun, ohne den einen Theil mißvergnügt zu machen. Aber da es einem ehrlichen Manne ziemet, wenn er darum angegangen wird, Streitigkeiten zu entscheiden, und Unbild zu wenden, wo er es zu wenden vermag, so will

ich mich der Antwort nicht entlegen, und das in mich gesetzte Vertrauen zu ehren suchen. Ich wiederhole kurz den Fall, wie Ihr ihn vortrugt. Ein braver und vollkommener Ritter, sagt ihr, liebt eine vornehme und edle Dame, die sich in Betracht seines Verdienstes diese Liebe gefallen läßt. Aber da der Liebhaber den Lohn seiner Treue fordert, wird er abgewiesen. Eine andere Dame nimmt ihn günstiger auf, und nun will er der ersten Dame, die ihn zu seiner vorigen Liebe zurück ruft, nicht weiter Gehör geben. Diese aber beschuldigt ihn der Untreue und seine neue Geliebte, welche von ihr erzogen ward, der Undankbarkeit. Dies ist der Fall.

Ohne in die Beurtheilung jedes Schrittes der verschiedenen Theilhaber einzutreten, gehe ich von dem Satze aus: daß Liebhaber, die sich vom Ungestüm ihrer Leiden-

schaft zu mißfälligen Anträgen hinreißen lassen, in Einem Augenblick das Verdienst mehrerer Jahre verlieren. Wenn dies wahr ist, wie ich es denn für wahr halte, so handelte der Ritter übereilt, da er die erste Dame so bald verließ. Mag sie immer die Probe, worauf sie den Ritter stellen wollte, zu weit getrieben haben: es lag doch von seiner Seite eine Schuld zum Grunde; und sie konnte, was sie verdorben hatte, wieder gut machen. Diese Vergütung mußte er erwarten. Ich erkenne demnach zu Recht:

»Würde die erste Dame, wie sie zu thun »schuldig ist, dem Ritter wegen der ihm zu»gefügten Beleidigung ernste Reue bezeu»gen, und sich zu einer angenehmen Vergü»tung erklären; so ist der Ritter seiner »Seits ihr um so mehr zu verzeihen schul»dig, da sie keinen andern als ihn geliebt

»hat. Und wenn gleich das Betragen der »zweiten Dame unter den bisherigen Um»ständen nicht für verwerflich zu achten ist, »so wäre sie doch, wenn sie nach veränder»ter Lage der Sache, ihre Verbindung mit »dem Ritter nicht aufgäbe, des größten »Damenverbrechens, des Liebhaberraubes, »schuldig. Kraft der mir übertragenen »Machtvollkommenheit rathe, heische und »befehle ich demnach, daß sie, wenn die »erste Dame ihr Unbild vergütet hat, zur »Stunde den Ritter von seiner gegen sie »übernommenen Verpflichtung entbinde, ja, »sollte er dann noch zu seiner ersten Pflicht »zurückzukehren anstehen, ihn, als Liebesge»setzbrüchig, völlig zu verabschieden.

»So urtheile ich, Hugo von Mataplana.«

B. R. W.

Alle bewunderten des Richters Weisheit,

Der fremde Troubadour schied unverzüglich, und Hugo's Urtheil ward ohne Widerspruch zur Vollstreckung gebracht. Die Kunde des Richterspruchs ging aus in alle Lande, und er hatte die Folge, daß die Liebhaber seitdem in ihren Liebesanträgen weniger ungestüm, aber oft um so glücklicher wurden.

IV.

Saint-Didier und Adelheit von Claustra.*)

Die Leben der Troubadours sind voll von Liebesgeschichten, die den Geist jener Zeit charakterisiren. In Frankreich, so sieht man, keimte das Cicisbeat, welches nachher in Italien tiefere Wurzel schlug. Mannichfaltig sind die Geschichten in der Manier, die Boccaz nachher weiter ausbildete. Hier nur eine der kleineren.

Der Troubadour, Wilhelm von Saint-Didier, liebte die Dame Adelheit von Claustra, die Gemahlin des Vicomte von Polignac. Sie widerstand lange seinen Liebes-

*) Hist. des Troub. II. p. 289.

Elegien. Endlich erklärte sie ihm: »Guter Wilhelm! nie wirst Du Zeichen meiner Gegenliebe erhalten, so lange mein Gemahl mich nicht bittet, mir nicht befiehlt, daß ich Dich zu meinem Ritter nehme.«

Das harte Wort schreckte den Sänger, schlug aber seinen Muth nicht nieder. Er sann auf Mittel, die Bedingung zu erfüllen. Ein Lied dichtete er, in welchem ein Mann redend eingeführet wird, wie er sich bei seiner Frau zu Gunsten eines verliebten Ritters verwendet. Der Vicomte hatte Gefallen an Saint-Didier's Poesien, und manche davon wußte und sang er mit Vergnügen. Der Troubadour ging nun zu ihm, erzählte ihm, daß eine Dame ihm erkläret habe, daß sie ihn nicht lieben würde, wenn der Mann sie nicht darum bitte. Zugleich gab er ihm dies Lied:

O liebe den, der treu Dich liebt,
Und sich bis in den Tod betrübt,
Weil Du ihn stets verschmähst.

Du würdest heilen seine Noth
Und retten ihn vom Liebestod,
Wenn Du ihn leiden sähst.

Weib, lieb' ihn, der von Edlen stammt,
Und den Dein hoher Reiz entflammt!
Sey, wie Dein Herz es lehrt,

O sey dem guten Sänger hold,
Und zahl' ihm bald der Minne Sold;
Er ist des Soldes werth.

Der Vicomte freute sich über das Lied, und noch mehr, daß er die Veranlassung kannte. Er wußte es gleich auswendig und eilte zu seiner Frau, um es ihr vorzusingen. Adelheit erinnerte sich bald des Versprechens, welches sie Wilhelmen gegeben hatte, und überzeugte sich leicht, daß sie keine weitere Ursache habe, seine Liebe ab-

zulehnen. Wilhelm stellte sich ihr dar, und flehte so sanft und berief sich auf die erfüllte Bedingung. Er ward Adelheits Ritter.

V.

Die Franken in Damiate.

Der junge Franke, Düval, hatte unter Bonapartes Fahnen die schönen Trophäen, die der junge Sieger erkämpfte, getheilet. Voll Vertrauens folgte er auch dem Feldherrn, als ihn sein kühner Geist mit dem sieggewohnten Heere über Meer an die Ufer des Nils führte.

Nach der Einnahme Alexandriens war Düval mit dem Heerhaufen abgesandt, der die wichtige Stadt Damiate an einem der Ausflüsse des Nils, zu besetzen bestimmt war. Die Unternehmung gelang, und Düval blieb mit in Damiate, um diese wichtige Besitzung der Republik zu erhalten.

Bei diesem längern Aufenthalte gerieth

er bald mit einer der vielen christlichen Familien in Verbindung, die sich des Handels wegen niedergelassen haben.

Der alte Keralio, so hieß das Haupt der Familie, nahm den jungen Franken mit morgenländischer Gastfreundschaft als Hausgenossen auf, und Düval schloß sich um so lieber an diesen häuslichen Kreis, da ein junges Mädchen, Keralio's Tochter, die Seele des Kreises war. Irene wußte die leichte Kunst, durch ihr mannigfaltiges Talent, und mehr noch durch ihre natürliche Grazie alles um sich her zu beglücken.

Düval begleitete Vater und Tochter auf ihren öftern Spatziergängen. Irene erkundigte sich mit mädchenhafter Neugier nach den Europäischen Sitten, und hatte Düval dann vieles erzählt, so lohnte sie ihm durch Gesang; oder sie forderten auch wohl den Vater zu Erzählungen auf.

Der reizendste Spatziergang war den Nil hinab, nach der Stäte, wo das alte Damiate stand, und wo nur noch Trümmer einer Moschee ihr vormaliges Daseyn und ihren Glanz verkündigen. Man wandelt durch eine Reihe von Dörfern, alle mit kleinem Gehölze umgeben, das aus mannigfaltigen Bäumen gemischt ist. Neben den Maulbeeren, Feigen und den traurigen Tamarinden sieht man den zierlichen Cassienbaum mit seinen düftenden Büscheln, Cytisus ähnlicher Blumen. Über sie ragen die Gipfel der Datteln, und zeigen ihre großen Trauben. Die Hütten des Landmanns sind zwischen Citronen- und Pomeranzenbäumen versteckt, deren goldne Früchte auf den Dächern ruhen. Der Bananen lange Blätter und der Granaten Scharlachblumen vollenden die Schönheit einer Ansicht, die für den Europäer noch durch die

Neuheit gewinnt. Der schlängelnde Fußsteig führet bald rechts an die Ufer des großen Sees Menzale, der von Fischerböten wimmelt, bald links an den Nil zurück.

»Hier nahen wir uns meinem Lieblingsplatze,« sagte jetzt Irene. »Wie schön rieselt hier der Bach zwischen Basilikum und Rosenbäumen! Wie herrlich erheben sich diese Sykomoren und Palmen über die Bogenlaube von Granaten und Pomeranzen! Aber nicht darum ist es mein Lieblingsplatz, fuhr sie fort. Nicht die Natur allein, auch die Liebe weihte ihn zu ihrem Heiligthume. Hier, so geht die Sage, hier sank in den Zeiten der Kreuzzüge euer unglücklicher Ludwig wieder in die Arme seiner Margareta. Vater! Düval hat uns so vieles erzählt; lohnen könntest Du ihm durch die Erzählung dieses Wiedersehns.»

Keralio.

Liebes Kind! Meinst Du denn, daß Düval nicht die Geschichte seines Vaterlandes kennt?

Düval.

Wäre mir auch diese Begebenheit ganz gegenwärtig, so würde sie doch an dem Orte, wo sie sich zutrug, und von Dir erzählt, neu werden. Herzlich stimme ich in Irenens Bitte. Aber, das fleh' ich, erzähle, als ob ich nichts wüßte.

Irene.

Erzähle, als ob Du mir erzähltest. Hier auf diesem bemoos'ten Stein, hier setzen wir uns. Siehe, Düval! durch jene sich öffnende Zweige des Cassienbaums erblickst Du die einsame Moschee des alten Damiate. Hier war's, wo ich die Geschichte zuerst vernahm.

Keralio.

Ja, Düval! diese Gegend war einst der Schauplatz der größten Leiden und der Geistesgröße einer Frau, deren Name in den Jahrbüchern der Geschichte nicht mit dem verdienten Ruhme genannt wird.

Margareta, die älteste Tochter des Grafen Raymund von der Provence, verband die vollkommenste Schönheit mit offnem Sinn für alles Gute und Große. Sie war die Göttin der Provençalischen Dichter, die jeden Tag wetteifernd einen neuen Reiz, einen neuen, bewundernswürdigen Zug ihres Geistes, ihrer Sittsamkeit, ihrer Herzensgüte feierten.

Die Lieder des Preises vermehrten sich, als der Ruf ihrer Reitze selbst die Augen des jungen Königs von Frankreich auf sich zog. Ludwig IX. hatte nicht lange die Regierung des Reichs angetreten; ein Fürst,

bei dem sich Adel der Seele und unbezwinglicher Muth mit Weichheit des Herzens und ungeheuchelter Gottesfurcht in wundersamer Mischung vereinten. Die Herzensgüte ward nur zu oft Schwäche, und beugte ihn unter den Willen seiner herrschsüchtigen Mutter. Die Gottesfurcht artete nur zu oft in Aberglauben aus, und machte ihn zum leichten Spiel der Mönche, und des Obermönchs an der Tiber.

Das Frauenzimmer, das dem edlen Schwärmer ihre Hand zu geben sich entschloß, unternahm nichts geringes; denn was kann schwerer seyn, als der Kampf mit anmaaßenden Schwiegermüttern und Mönchen? Aber sie unternahm auch etwas sehr Verdienstliches; denn was kann den Edlen siegender stärken, als entschlossene Liebe einer Gattin, die sich ganz ihm weihet?

Während Margaretens Vater und dessen ganzer Hof voll Freude war; während die Troubadours nur von der Wonne der Liebe und von dem Schimmer ihres Glückes sangen, seufzte Margareta und bebte der Zeit entgegen, da sie, den freundlichen Ufern der Dürance und ihrem beschränkteren Jugendkreise entrückt, in die Königsstadt versetzt, und, von Unbekannten umgeben, schwerere Pflichten zu erfüllen haben würde.

Als sie eines Abends in Gedanken verloren am Fenster saß, tönte ihr durch die Dunkelheit beim Klange der Guitarre dies Lied. Singe Du es, Irene!

Irene.

O Vater! Es ist das Lied eines Mannes. Du mußt es singen.

Keralio.

Andre singen Lieb' und Wonne,
Lieb' und Stärke sing' ich Dir.

Milde streuet Gottes Sonne
Farben aus in Florens Reiche:
Doch sie stärket auch die Eiche,
Und sie steht, der Wälder Zier.

Liebe, die den Busen hebet,
Gleicht dem schönen Tageslicht.
Wohl erfreut sie, was da lebet;
Doch sie kräftigt auch den hohen
Thatenschluß, wenn Stürme drohen,
Und des Glückes Säule bricht.

Ungetäuscht von ihrem Schimmer,
Und im Mißgeschicke groß,
Flicht sie Epheu um die Trümmer;
Und im Thränenweiden-Schatten,
Trösterin des müden Gatten,
Fühlt sie neidenswerth ihr Loos.

Lieb' und Wonne priesen Alle,
Preiset auch der Troubadour
Hier vor Deiner stillen Halle;
Denn vom Liebesgeist getrieben,
Edler jede Tugend üben,
Das ist ächte Wonne nur.

Margareta horchte mit Entzücken dem neuen Sange. Sie fühlte sich gestärkt, dankte still dem unbekannten Sänger, und begab sich nun voll Liebe zu dem edlen Gemahl, und voll Vertrauens, daß sie durch diese Liebe auch die seine gewinnen und Gutes wirken werde, auf das gefährliche Meer der Hofintrigue.

Ihre Hoffnungen täuschten sie nicht. Durch Margaretens Güte, Herzlichkeit und Verstand gefesselt, schloß der König sich bald mit gleicher Liebe an seine junge Gemahlin. Aber mit dieser zunehmenden Liebe wuchs die Eifersucht der verwittweten Königin, die es lebhaft fühlte, daß die Gewalt, die sie über ihren Sohn ausübte, nach gleichem Maaße geschwächet ward. So oft sie's vermochte, verhinderte sie das Zusammenseyn der jungen Vermählten, oder unterbrach ihre Vertraulichkei-

ten, wenn sie wußte, daß sie sich zusammen fanden.

Um so leichter ward denn Margareten der Entschluß, ihren Gemahl auf dem großen Kreuzzuge nach dem gelobten Lande zu begleiten, zu dem er sich mit Ernst bereitete.

Ludwig hatte bei einer schweren Krankheit sich auf den Fall der Genesung durch ein feierliches Gelübde zu diesem abentheuerlichen Zuge verpflichtet, und die dringenden Bitten der Mutter und Gattin, die hier, wo es des Königs Wohl betraf, zum erstenmale ihre Thränen vereinten, hatten seinen Entschluß nicht wankend machen können. Auch der letzte Versuch des Bischofs von Paris war fruchtlos gewesen. «Ein Gelübde,« hatte er gesagt, »das in der Schwäche der Krankheit, ohne die volle Überlegung, welche ein Entschluß von die-

ser Wichtigkeit erfordert, abgelegt ward, ein solches Gelübde kann nicht verbinden.« — »Ihr möget Recht haben,« war des Königs Antwort, »das Gelübde des Kranken sey nichtig! Ich nehme dann das Kreuz wieder von meiner Schulter, und gebe es in Eure Hände. Aber jetzt bin ich gesund, und jetzt fordere ich es von Euch zurück; denn mit voller Überlegung thue ich hier das feierliche Gelübde: ich will die Ungläubigen bekämpfen. — Ihr zögert? so hört dann das zweite Gelübde. Ich werde nicht Speise noch Trank zu mir nehmen, ehe ich nicht das Kreuz zurück erhielt?»

Bei so vieler Entschlossenheit hatte man allen weitern Versuchen entsaget, und das ganze Reich war in Bewegung gekommen, um die kräftigsten Mittel zu Sicherung des guten Erfolgs vorzubereiten. Margareta,

die während ihres Gemahles Abwesenheit als Regentin hätte zurückbleiben können, überließ gern diese Ehre ihrer Schwiegermutter Bianka. Der Gedanke, ihren Gemahl nun ungestört ganz zu besitzen, und in den Gefahren, die ihm drohten, stets um ihn zu seyn, füllte ihre ganze Seele. Mit gehaltenem Muthe schied sie von ihrer noch zarten Tochter und folgte dem Könige aufs Meer. Es war im August 1248, als eine wohl ausgerüstete Flotte von 1800 Schiffen, mit 50000 Mann der schönsten Truppen, von Aiguesmorte mit dem günstigsten Winde auslief, um den Sarazenen aufs neue das heilige Grab zu entreißen.

Das Königreich Jerusalem in Syrien war, nachdem die Christen drittehalb Jahrhunderte lang abwechselnd einen unsichern Besitz behauptet hatten, gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts durch die

wiederholten Angriffe ihrer mannichfaltigen Feinde mehr als je erschüttert worden. Da der Sultan von Ägypten seine Syrischen Bundesgenossen unaufhörlich unterstützte, so konnten die Christen einen ruhigen Besitz Palästina's nicht erwarten, so lange ihren Feinden diese reiche Hülfsquelle am Nil noch offen stand. »Man muß der Schlange, die man tödten will, den Kopf zerschmettern,« das war schon lange der Kundigen Rath. Auch jetzt wurde dies wiederhohlt, und so reifte denn endlich des Königs Entschluß, in Ägypten den Feldzug zu eröffnen. Plötzlich erschien im Junius des Jahrs 1249 der König an dem Nilausflusse, der zu der wichtigen Festung Damiate führt. Kaum war noch ein Drittel der Flotte versammelt, und die feindliche Macht mehrte sich am Ufer, um die Landung zu verwehren. Aber dem muthigen Könige war jede

weitere Zögerung unerträglich. Vor Margaretens Augen sprang er, den Degen in der Hand, aus dem Schiffe, und watete durch das Wasser, das ihm bis an die Schultern reichte, glücklich an's Land. Tausende, durch dies Beispiel ermuntert, folgten ihrem Könige. Die Ägypter wurden geschlagen, und des Siegers Preis war Damiate.

Haupt und Füße entblößt, hielt unter Vortretung des päpstlichen Legaten der König mit Margareten einen seltenen Einzug; in der großen Moschee (sie ward der Mutter Gottes gewidmet) erscholl nun ein christliches Te Deum, und schneller, als jüngst Bonaparte zu Cairo eine Akademie, stiftete Ludwig hier, nach dem Geiste der Zeit, voll Andacht ein Bißthum.

In Damiate blieb Margareta, als der König nun an der Spitze seines versammel-

ten Heeres nach der Hauptstadt Cairo fortrückte. So peinlich ihr auch dies Zurückbleiben war (sie hatte gesehen, welchen Gefahren ihr Gemahl zu trotzen vermochte), so war es ihr doch verboten, ihn weiter zu begleiten; denn sie fand sich schwanger.

Fünf Monate verlebte hier Margareta, getrennt von ihrem Gemahle, den sie bisher nie verlassen hatte. Es waren die schrecklichsten Tage ihres Lebens. Nur zu bald hörten die ersten erfreulichen Nachrichten von dem Fortgange der Fränkischen Waffen auf. Die Verbindung mit Damiate ward abgeschnitten, und nun kreuzten sich ohne Aufhören die widersprechendsten Botschaften von Sieg und Niederlage. Die letzte bestätigte sich nur zu sehr. Drei Tage vor Margaretens Niederkunft kam die schreckliche Gewißheit: Der König und das ganze Heer sind des Sultans Gefangene.

Wer schildert Margaretens Zustand? Ihre Einbildungskraft sah ihren Gemahl gehöhnet, gemartert, todt; sah den Feind vor den Thoren von Damiate. Ihr Körper erlag; man verzweifelte an ihrem Leben.

Als sie eines Abends im schrecklichsten Kampfe danieder lag, tönte ihr aus dem Vorhofe ihrer Wohnung der Laut einer Guitarre. Bald unterschied sie die Melodie des Liedes, das sie einst im väterlichen Hause am Ufer der Dürance entzückt hatte, und deutlich vernahm sie jetzt die Worte:

Andre singen Lieb' und Wonne,
Lieb' und Stärke sing' ich Dir.
Milde streuet Gottes Sonne
Farben aus in Florens Reiche:
Doch sie stärket auch die Eiche,
Und sie steht, der Wälder Zier.

Liebe, die den Busen hebet,
Gleicht dem schönen Tageslicht.

Wohl erfreut sie, was da lebet;
Doch sie kräftigt auch den hohen
Thatentschluß, wenn Stürme drohen,
Und des Glückes Säule bricht.

Es waren die Töne, wie aus einer andern Welt. Sie fühlte sich in's Leben zurückgerufen. »Ruft ihn!« sprach sie, »ruft den Engel des Trostes; ich muß ihn sehen!«

Der Ritter Adhémar war der Sänger, ein Greis von siebenzig Jahren. «O Königin!« sprach er, »der Unbekannte, der unter die vielen Schmeichelgesänge der Troubadours, welche Dich an Deines Vaters Hofe umtönten, dies ernste Lied zu mischen wagte, der Unbekannte war ich. Ich beobachtete Euch seitdem aus meiner Ferne; und Ihr erfülltet meine schönen Erwartungen. Auch an die Ufer des Nils folgte ich Euren Schritten. Den Heerzug bis hieher zu begleiten, dazu fühlte ich

mich noch stark genug; aber weiter zu ziehen, wehrten mir Krankheit und Schwäche. Nicht umsonst würde ich geblieben seyn, o Königin! wenn mir's gelungen wäre, Euch Muth und Kraft in's Herz zu singen.« —

»Das hast Du!« sagte leise die Königin. »Du mußt mich nicht verlassen Adhémar!«

Der Ritter wich jetzt nicht von ihrer Seite. Aus kurzem Schlummer ward sie immer durch die schrecklichsten Träume geweckt. Bald sah sie ihren Gemahl in Blute, bald die Sarazenen in ihr Zimmer eindringen, um sie fortzuschleppen. Dann erwachte sie mit dem Angstgeschrei: »Hülfe! Hülfe!« — Der Ritter faßte ihre Hand, und drückte sie, und rief: »Fürchtet nicht! Ich bin bei Euch!« Sie beruhigte sich dann; aber nur auf Augenblicke. Ihre kranke Phantasie brachte ihr gleich wieder die rau-

beyden Sarazenen vor die Augen, und sie erwachte mit gleichem schrecklichen Angstruf.

»Ach!« sagte die Kranke zu dem Ritter, der sie wieder zu trösten versuchte: »Du könntest mich beruhigen; Du könntest mir Schlaf geben, wenn Du wolltest.«

»Wenn ich wollte?«

»Ja, wenn Du wolltest.«

Sie winkte; und alle, den Ritter ausgenommen, mußten das Zimmer verlassen. Margareta richtete sich jetzt empor, und lag auf den Knieen vor dem Ritter.

»Schwöre mir,« sagte sie mit feierlichem Tone, »daß Du mir gewähren willst, warum ich Dich bitte.«

Adhémar schwur.

»Du sollst, das fordre ich, Du sollst, wenn die Sarazenen die Stadt einnehmen, mir, ehe sie sich meiner bemächtigen, den Kopf abschlagen.«

»Das hätte ich ohne Schwur gethan,« erwiederte Adhémar mit besonnener Festigkeit. »Eher Euch zu tödten, als in Feindes Hand fallen zu lassen, das war längst mein Entschluß.«*)

»Dank Dir, o Gott!« rief gerührt und mit gefalteten Händen Margareta: »Dank Dir, daß Du mir Ruhe sendest durch diesen Retter. Wirklich fühlte Margareta sich von Stunde an wohler. Ein lindernder Schlaf gab ihr Kräfte, und am Tage nach dieser erschütternden Scene war sie stark genug, das Kind zu gebähren, welches sie unter ihrem Herzen trug. Es war ein Sohn. Tristan nannte sie ihn, damit sein Name

---

*) Et le chevalier lui repondit, que très volontiers il le feroit, et que ja l'avoit il eu en pensée, d'ainsi le faire, si le cas y eschéoit.

Joinville p. 79.

sie stets an die Trauer erinnere, unter welcher er das Licht der Welt erblickte.*)

Indessen mehrte sich die Gefahr. Die Sarazenen nahten, und Damiate war schwach besetzt; die Besatzung bestand überdem meist aus Pisanern und Genuesern, denen es an gutem Willen zu fechten fehlte, und die schon alle Anstalt machten, sich in ihre Schiffe und so auf die Flucht zu begeben.

Mit Damiate, das fühlte Margareta, war alles verloren. Denn diese Feste mußte der Preis seyn, um die Gefangenen zu lösen.

Sie ließ die Anführer der Besatzung vor sich kommen. Ihren Säugling in den Armen, beschwur die Königin sie mit Thränen, Damiate nicht zu verlassen. Sie stellte ihnen vor, die einzige Zuflucht des Monar-

---

*) Pour ce, qu'il avoit été né en tristesse et pouvreté. Joinville.

chen und so vieler braven Männer, die mit ihm in Gefangenschaft gerathen wären, sey dieser Ort, und rühre sie nicht das Schicksal des Königs, so möchten sie sich doch ihrer und ihres Sohnes erbarmen, deren ganze Hoffnung auf ihnen beruhe.

Es war nicht leicht, das muthlose Häuflein zu halten; und an Vorwand zum Abzug fehlte es nicht; denn es mangelte an Sold und Lebensmitteln. Die Königin sorgte für beides, und die Besatzung blieb. Als der Feind erschien, fand er die Wälle besetzt; und mit Schüssen ward er zurückgewiesen.

Die Sarazenen wünschten ihren Sieg durch den Besitz der Festung je eher je lieber zu vollenden. Mit der Schwäche der Vertheidiger unbekannt, ließen sie sich also jetzt auf eine Unterhandlung ein, zu der sie sich bis dahin nicht hatten entschließen können.

Der Sultan Turan Schach ließ den König fragen, welche Summe er, ausser der Zurückgabe von Damiate, zur Löse biete?

»Der Sultan mag fordern,« antwortete Ludwig dem gesandten Emir. »Sind die Vorschläge billig, so will ich's die Königin wissen lassen, damit sie die verglichene Summe bewillige und auszahle.«

Der Emir erstaunte über diesen, von der orientalischen Sitte so verschiedenen, Ausdruck einräumender Gefälligkeit für eine Frau. »Wie kann Dich das befremden?« sagte der König. »Ist sie doch meine Gebieterin (Dame), meine Gefährtin«*)

Die Forderung für die Löse des Königs und der übrigen Gefangenen bestand, ausser der Zurückgabe von Damiate, in einer Million goldner Byzantiner.**)

---

*) C'est, qu'elle est ma Dame et ma Compagne.
Joinville.

(** 500,000 Livres.

Mit edlem Stolze antwortete Ludwig: »Ein König von Frankreich lasse sich nicht für Geld auskaufen. Für seine Person wolle er die Stadt zurückgeben, und für seine Leute die geforderte Million zahlen lassen.*)«

Der Sultan erstaunte über den hohen Sinn seines Gefangenen. »Beim Gesetz des Propheten!« rief er: »Frei und edel ist der Franke. Ohne Geding bewilligt und zahlt er, was man fordert. — Geh hin, Emir, und sage dem Könige, daß ich 200,000 Byzantiner erlasse.«*)

---

*) »Un roi de France n'etoit point tel qu'il se voulut redimer pour aucune finance de deniers; mais qu'il rendroit la ville pour sa personne et payeroit le million de besans pour la delivrancé de sa gent«

**) Par ma foi! Franc et liberal est le François, qui n'a voulu barguigner, mais a octroyé faire et payer ce qu'on lui a démandé. On lui allez dire, que je lui remets 200,000 besans.

Joinville.

Der Tractat wurde auf 800,000 Byzantiner geschlossen, und die Königin freute sich nun der nahen frohen Aussicht, ihren geretteten Gemahl zu umarmen. Denn er hatte, das wußte sie, die Galeere, welche ihn nach Damiate führen sollte, schon bestiegen.

Aber umsonst harrte sie mehrere Tage seiner Ankunft. Nun verbreiteten sich von neuem beunruhigende Gerüchte von Empörung und Mord.

Endlich erschien ein Fränkischer Ritter, Geoffroi von Sargines. Alles umdrängte den Ankommenden, und Freude erfüllte die ganze Stadt, als er auf die stürmende Frage: Lebt der König! — Er lebt! antworten konnte. »Und Du kommst allein?« rief Margareta. Sargines erzählte nun, was seit der Unterhandlung vorging.

»Der Sultan Turan Schach,« sprach er,

»wollte den König, ehe er nach Damiate ging, noch selbst sehen, und mit ihm die Zeit und die Weise der Räumung dieser Feste verabreden. Er ließ daher zu Phareskur, wo er am Ufer des Nils einen Palast erbauen lassen, Halte machen, und der König trat an's Land. Die beiden Fürsten unterredeten sich lange unter einem Gezelt, und alles war zu beider Zufriedenheit bewilligt, als durch eine unerwartete Revolution alles wieder in Ungewißheit und der König mit den Seinen von neuem in Gefahr gerieth.

Turan Schach, ein junger Fürst, der jüngst erst auf den Thron Ägyptens gelangt war, hatte sich durch Vernachlässigung der alten Diener seines Hauses und durch Begünstigung seiner Jugendgefährten Feindschaft zugezogen. Besonders zeigte er ein Mißtrauen gegen die zahlreiche und ge-

übte Miliz der Mameluken, die sein Vater aus zusammen gelaufenen fremden Sclaven gebildet hatte.

Ihrem Falle zuvor zu kommen, beschlossen diese den Tod des Sultans. Daß er eigenmächtig mit den Franken einen ungünstigen Vergleich geschlossen habe, mußte der Gewaltthat zum Vorwand dienen, und wir (so fuhr Sargines fort) wir hatten das Unglück, Zeugen der Vollstreckung zu seyn. Als Turan an dem Tage unserer Ankunft zu Pharesbur nach der Mittagsmahlzeit von der Tafel aufstand, wandte sich der, nach Gewohnheit vor ihm hertretende, Schwerdtträger trotzig um, und that einen Hieb nach ihm. Der verwundete Sultan entwich und flüchtete, Hülfe rufend, auf den hölzernen Thurm seines Palastes am Nilstrom. Den Mameluken blieb jetzt keine Wahl mehr übrig. Sie mußten ihr Beginnen vollen-

den, oder ihrer Vertilgung entgegen sehen. Ohne Anstand legten sie Feuer an den Thurm, und bald schlug die Flamme bis an den Gipfel empor. Halb verbrannt sprang der unglückliche Sultan aus dem Thurm in den Nil. Die Mameluckén schwammen ihm nach und tödteten ihn bei den Galeeren der Franken. Einer der Mörder schnitt ihm das Herz aus, und brachte es dem Könige Ludwig, der in einem Zelte am Ufer der Schreckensscene zusah. »Was giebst Du mir,« sagte der Barbar, «daß ich Dich von Deinem Feinde befreite? Er hätte Dich noch tödten lassen, wäre er am Leben geblieben.« Ludwig schwieg, und wandte sich mit dem Blick der Verabscheuung.

Da die Verwirrung vorüber war, ließen sich's doch die Empörer gefallen, den mit dem Sultan geschlossenen Tractat zu bestätigen. Indeß machten sie die weitere Be-

dingung, Damiate solle noch, bevor der König in Freiheit gesetzt würde, zurückgegeben werden.

Zu dem Ende ward der König eine halbe Meile von Damiate an's Land gesetzt. Dort befindet er sich jetzt, und mich sendet er, mit dem Befehle, die Stadt dem Feinde zu übergeben.«

So sprach Sargines, und sein letztes Wort erfüllte alles mit Schrecken.

»Nie vertrau ich mich,« rief schnell entschlossen Margareta, und faßte des Ritter Adhémar Hand: »nie vertrau ich mich den Sarazenen. In diesem Augenblicke verlasse ich die Stadt, und eile meinem Herrn und Gemahl auf dem Strom entgegen!«

Wirklich begab sie sich mit ihren Damen auf die genuesischen Schiffe, und segelte den

Strom hinauf, indeß die Schlüssel der Stadt dem Emir übergeben wurden.

Ihre edle Standhaftigkeit wurde belohnt. Ungekränkt glitt sie den Strom hinauf. Jetzt erblickte sie die Fränkischen Wimpel. Jetzt winkte ihr der Federbusch ihres Gemahls. Jetzt sank Ludwig in die Arme seiner Margareta, und in der Entzückung des Wiedersehens vergaßen die Geretteten lange, daß sie beide Gefangene waren.

Hier, mein Lieber! an diesem Ufer war's, wo die Treuen sich wiederfanden, um sich nie wieder zu trennen; hier war's, wo die noch schwache Mutter ihren Neugebornen dem gerührten Vater darreichte: »Nimm Deinen Sohn! Ich nannte ihn Tristan, er ist das Kind des Schmerzes.« *)

---

*) Ich erzähle meist mit dem gleichzeitigen Joinville, der den Zug mitmachte. Dem ungenannten alten Ritter gab ich nur einen Namen, und machte ihn zum Troubadour.

Keralio schwieg, und rings herrschte feierliche Stille. Man hörte nur das Rieseln des Baches, der zwischen Rosenhecken über Kiesel dem Nil zurollte.

Irene hatte während der Erzählung oft ihre Blicke auf Düval gewandt, und sich seiner theilnehmenden Rührung gefreut. Jetzt såh sie in seinen Augen eine Thräne, die er umsonst zu verbergen suchte.

Endlich unterbrach er die Stille. »Wie glänzend,« sprach er, »war der Anfang des Zuges; glänzend, wie es der unsrige ist! Hätten wir das Schicksal unsrer Gefährten der Vorzeit, würde ich ein Gefangner der Ägypter, wohl mir, daß dann keine Geliebte um mich trauern darf!«

»Ach!« rief Irene, und ein tiefer Seufzer sprengte ihre Brust. Düval durchdrang bis in's Innere das süße Bekenntniß, das dieses Ach! so lebhaft ausdrückte.

Wie von gleichen Empfindungen getrieben, verließen sie den Sitz am murmelnden Bach, und wandelten den Weg zurück, den sie kamen. Kühle Abendlüfte flüsterten durch die Zweige der Palmen, und die mit der Pflanzen Balsamgerüchen vermischten Düfte der Pomeranzen-Blüthe belebten und erhöhten die Seele zu schönen Gefühlen. Turteltauben flatterten, ohne vor der Annäherung der Liebenden zu erschrecken, girrend von Zweig zu Zweig.

Der süße Bund war geschlossen, ehe sie Damiate erreichten, und der alte Keralio gab tief gerührt seinen väterlichen Segen.

VI.

Die Syrerin.*)

König Ludwig der Neunte sandte auf seinem unglücklichen Kreuzzuge während seines Aufenthalts zu Akre in Syrien, eine Gesandtschaft an den Sultan von Damaskus. Der Jacobinermönch, Bruder Yves, der diese Gesandtschaft ausrichtete, erzählte, nach Joinvilles Bericht, bei seiner Heimkehr Wunderdinge von seiner Reise.

»In einer Wüste,« sagte er unter andern, »begegnete mir eine alte Frau von kleiner Statur. In der einen Hand hielt sie ein Gefäß voll glühender Kohlen, in der andern einen mit Wasser gefüllten Krug.

*) Nach Joinville.

Geschäftig ging sie bei mir vorüber. Aber ich wandte mich, und fragte: »Weib, was willst Du mit den Kohlen und mit dem Kruge voll Wasser.« »Was ich will?« erwiederte ernst das Weib: »Mit dem Feuer will ich das Paradies anzünden, und löschen will ich mit dem Wasser die Hölle, auf daß man ferner auf Erden nichts Gutes thue in Hoffnung des Lohnes, nichts Böses unterlasse, aus Furcht vor der Strafe.«

Welcher Strahl orientalischen Lichtes in der Nacht des Aberglaubens! Bruder Yves las oder hörte vielleicht in Damaskus diesen morgenländischen Apolog. Als solchen erzählte er ihn auch bei seiner Heimkunft; und der gute Ritter Joinville, der ihn nacherzählte, stellt nun, wunderlustig, wie er war, den Mythus als eine wirkliche Reisebegebenheit des Mönches dar.

VII.

Robert von Artois,

oder

Das Reiher-Gelübde.

Es giebt wenige Züge in der Geschichte des Mittelalters, die den Geist der Chevalerie so stark bezeichnen, als die Geschichte des Reiher-Gelübdes. Die Begebenheit ist um so merkwürdiger, da sie die Triebfeder des folgereichen Englisch-Französischen Krieges ward, den kaum ein Jahrhundert zu tilgen vermochte.

König Carl IV. von Frankreich war ohne männliche Erben gestorben. Seine Schwester Isabelle, die Vermählte des Königs Eduard II. von England, konnte nicht erben, da Gesetz und Herkommen die Wei-

ber vom Throne ausschlossen. Die zwölf Pairs und die Barone von Frankreich versammelten sich daher zu Paris und setzten die Krone auf das Haupt des nächsten männlichen Erben Philipps von Valois (1328). Man behauptete zwar von englischer Seite, daß, wenn gleich Isabelle nicht Erbin des Throns seyn könne, diese gesetzliche Ausschließung doch ihren Sohn nicht treffe. Aber dieser ihr Sohn, welcher jetzt unter dem Namen Eduard III. den englischen Thron bestiegen hatte, schien bei Philipps Ernennung sich zu beruhigen, und seine, dem Rechte nach, so schwachen Ansprüche aufzugeben, als der Verrath Roberts von Artois seinen Entschluß änderte, und ihm das Schwert in die Hand gab.

Robert, welcher die Schwester des Königs Philipp von Valois zur Gemahlin hatte, war bei Bestimmung der Thronfolge

einer der vorzüglichsten Beförderer Philipps gewesen. Aus Erkenntlichkeit schenkte ihm der König seine volle Gunst, und unternahm selten etwas, wozu er nicht seine Einstimmung gegeben hatte. Aber Roberten genügte dieses nicht. Er glaubte bei seiner nahen Verbindung mit dem Könige, zu seinem Vortheil auch das Recht beugen zu können. Die Grafschaft Artois befand sich im Besitze seiner Tante; und unter der vorigen Regierung hatten schon zwei Richtersprüche die von Robert daran gemachten Ansprüche verworfen. Jetzt suchte dieser durch das königliche Ansehn seine vermeintlichen Rechte von neuem geltend zu machen. Aber alles, was Philipp für ihn that, und nach der Gerechtigkeit für ihn thun konnte, war, daß er eine neue rechtliche Erörterung der Ansprüche seines Schwagers veranlaßte. Die Entscheidung war auch jetzt nicht, wie

Robert sie gewünscht hatte. Da er sah, daß die Gunst nichts für ihn that, so suchte er durch falsche Beweisurkunden das Recht zu erschleichen. Der Betrug ward entdeckt, und Robert, als Verfälscher, durch Urtheil und Recht aus dem Reiche verbannt.

Des Verurtheilten Wuth kannte jetzt keine Gränzen. Er schalt den König einen Undankbaren, drohete ihm mit seiner Rache, und entfloh. Nachdem er mehrere Monate in Flandern und Hennegau umher geirret war, ging er endlich, als Kaufmann verkleidet, nach London über. Hier klagte er bitter über das vom König Philipp erlittene Unrecht, und er wußte bei der ihm natürlichen Beredsamkeit um so leichter alle Gemüther für sich zu gewinnen, da König Philipp grausam genug war, nach Roberts Flucht dessen unschuldige Kinder in harter Gefangenschaft zu halten. Der König

Eduard nahm ihn in den geheimen Rath auf, und er ward sein Begleiter bei seinen Feldzügen.

So eifrig Robert in seinem Vaterlande die Rechte Philipps von Valois vertheidigt hatte, so beredt machte ihn jetzt die Rache, um Eduards Recht an der französischen Krone zu zeigen, und den König durch Gründe zu bewegen, diese Ansprüche mit gewaffneter Hand geltend zu machen. Aber seine wiederholten Bemühungen blieben ohne Erfolg.*) Eine List führte dennoch

*) Von hier an ist die Geschichte eine freie Übersetzung eines gleichzeitigen alt Französischen Gedichts le voeu du héron, welches sich in der Bibliothek zu Bern befindet, und von dem Bibliothekar Sinner dem de la Cürne de Sainte-Palaye mitgetheilet ist. Dieser hat es im 3ten Theil seiner Memoires sur lancienne Chevallerie abdrucken lassen, und es durch Vergleichung der Sitten der Zeit mit Froissarts Geschichte und andern be-

ihn zu seinem blutigen Zwecke. Der Verräther faßte den edlen König in einem unbewachten Augenblicke bei seiner Ritterehre, und entriß ihm so einen Entschluß, der Tausende in's Verderben brachte.

Eduard saß einst, umringt von Rittern und Damen, in seinem Marmorpalast. Sein Haupt war auf seine Brust gesenkt, und nur Gedanken der Liebe beschäftigten seine Seele; da öffnete sich die Thüre des Saales, und, begleitet von Geigern und Sängerinnen, trat Robert ein. Zwischen zwei silbernen Schüsseln trug er einen gebratenen Reiher.

»Ich komme,« so sprach er zu den Rittern,» ich komme, Euch zu Ablegung eines Gelübdes aufzufordern, das Eures Muthes

---

glaubigten Thatsachen, fast zur Gewißheit gebracht, daß der Inhalt des Gedichts historische Wahrheit ist.

würdig ist; und schwören sollt Ihr auf diesen Reiher! Er ist der verächtlichste, der furchtsamste der Vögel; macht doch sein eigner Schatten ihn bange. Aber auch dem Feigsten der Menschen will ich zuerst ihn darreichen.«

Jetzt wandte Robert sich zu Eduard, und bot ihm den Reiher dar, als den Preis seiner Gleichgültigkeit gegen eine Krone, dessen rechtmäßiger Erbe er sey.

Eduard erröthete erst; dann ging die Schaam in Zorn über. »Ich feige?« rief er: »Nun so schwöre ich denn bei der Mutter Gottes, noch ehe das Jahr verläuft, will ich über Meer ziehen, um mit Philipp von Valois zu kämpfen, und zög' er auch mit tausend gegen hundert.«

Der frohe Verräther wünschte ihm Glück zu dem Entschluß, und schwur selber seinem Beleidiger die blutigste Rache. Dann nahm

er die silbernen Schüsseln und, begleitet von den Minstrels und Sängerinnen, die einen Liebesgesang anstimmten, schritt er queer durch den Saal, und trat zu dem Grafen von Salisbury, der bei seiner Geliebten, der jungen Gräfin Darby, saß.

»Gebt,« so redete er den Grafen an, »gebt Ihr das Beispiel den andern, und thut hier auf den Reiher das feierliche Gelübde, Euch der Unternehmung zu weihen.«

»Herzlich gern!« antwortete der Graf: »Wisset, ich diene der schönsten Dame, und noch schmachte ich ohne Erhörung. Nun fleh' ich sie um die Gunst, daß sie mir einen der Finger ihrer schönen Hand leihe, und ihn auf mein rechtes Auge drücke.«

Statt Eines Fingers, bewilligte die Schöne ihm zwei. Sie drückte sie auf des Ritters rechtes Auge, so daß es völlig geschlossen war. Jetzt schwur der Graf, dies Auge

nicht wieder zu öffnen, bevor er in offner Schlacht gegen Philipp gekämpfet hätte. »Stimmt doch ein, edle Gräfin! stimmt in den Schwur Eures Ritters!« so ermunterte Robert die Dame. »Nun, so schwör ich,« sprach sie entschlossen, »auf keinen Liebesantrag zu hören, bis des Ritters Gelübde erfüllet ist. Ist er dann noch am Leben, so bin ich ganz die Seine.« Diese Worte seiner Dame erfüllten den Ritter mit Freude, und flößten ihm neuen Muth ein.

Robert schritt weiter, reichte seinen Reiher dem Ritter Gautier von Mauny. Auch er schwur, und verhieß, nach Frankreich zu folgen, und nicht zu ruhen, als bis er eine wohlbefestigte Stadt erobert und in Flammen gesetzet hätte.

Ähnliche Schwüre thaten nach der Reihe der Graf von Darby, der Graf von Suffolk und andere.

Robert trat nun vor den tapfern Johann von Beaumont aus Hennegau, ihn, der einst die verstoßene Isabelle mit bewaffneter Hand wieder ins Reich geführt und Eduard III. auf den Thron gesetzt hatte. Seine Freundschaft mit Robert von Artois hatte ihn mit Philippen entzweit, und er wagte nicht die Rückkehr ins Vaterland. Aller Augen waren jetzt auf diesen edlen Ritter gerichtet. Beaumont stand auf und sprach: »Bei gutem Wein und in Gegenwart schöner Damen zu schwören, das ist leicht. Ich glaube es gern, Ihr Ritter, daß es unter Euch Oliviere und Rolande giebt, die die Aquilans und Daumonts dieser Zeit zu Boden schlagen werden. Aber erinnert Euch, daß selbst diese Helden durch andere Krieger besiegt wurden. Welch ein sonders Schauspiel, Ritter mit ihrem Muthe prahlen zu sehen, da der Feind noch

fern ist! Wenn wir ihn im Auge haben, dann ist es Zeit zu Thaten. Aber, wann die Schlacht winket, wann der Helm uns decket, und wir sattelfest mit gesenkter Lanze dem Feind entgegnen, o dann zittern manche Prahler; eiskalt durchläuft es die Glieder, von der Scheitel bis zur Ferse, und lieber gingen sie in den Weinkeller, als in die Schlacht. Doch glaubt nicht, Ihr Ritter, daß ich so rede, um mich vom Schwur auszuschließen. Das sey fern! So bald König Eduard den Fuß auf französische Erde setzt, wird man mich an der Spitze des Heeres finden, das Philipp bekämpft, und das Schicksal mag über meine dortigen Besitzungen entscheiden. Aber, was hehl' ich's? wenn Philipp mir die Hand zum Frieden beut, dann versage ich ihm nie die Meine.«

Er sprach's, und alle billigten des

Edlen Rede; selbst Eduard winkte ihm Beifall zu.

Schweigend verließ ihn Robert, und nahte sich mit seinen Silberschüsseln der Königin. Er kniete vor ihr, und erklärte, nun sey nichts übrig, als daß sie den Reiher vertheile; er erwartete nur den Augenblick, da auch sie ein Gelübde thue, wie ihr Herz es ihr eingebe.

»Vasall!« antwortete sie, »nicht zu mir müßt Ihr reden. Darf denn eine Dame geloben, die einen Herrn hat?*) Kann doch der Gemahl vernichten, was sie schwur. Darum schwör ich nimmer, ohne des Königs Geheiß.«

»So schwört dann Königin. Ich will das Gelübde erfüllen, so fern ich's vermag. Schwöret dreist, und helf Euch Gott!«**)

*) Dame ne peut vouer puis qu'elle Seigneur a.

**) Voués hardiment et Dieu vous aidera.

Eduard sprachs und mit Festigkeit fuhr die Königin fort: »Lange schon fühlt' ich's, es regt sich ein Kind unter meinem Herzen. So gelobe ich denn Gott und der heiligen Jungfrau, daß diese Frucht unserer Verbindung meinen Schooß nicht verlassen soll, bevor Ihr mich, um Euern Schwur zu erfüllen, über Meer geführet habet. Wollt' es vor der Erfüllung das Licht sehen, so treffe diese Schneide meine Seite, und verloren sey zugleich meine Seele und die Frucht meines Leibes!«

Von Schauer durchzuckt rief Eduard: »Nicht weiter!« Aber der Schwur war vollendet; der Reiher ward zerlegt, und die Königin aß davon.

Eduard hatte nun nichts angelegeners, als die Königin einzuschiffen. Sie kam glücklich über Meer, und erreichte Antwerpen. Ihr Gelübde war erfüllt. Das ganze

engli-

englische Heer hatte sich indeß versammelt, und der Zug ging gegen die französische Gränze.

Alle Ritter, die auf den Reiher geschworen hatten, fanden Gelegenheit, den Schwur zu halten. Nur der Verräther Robert von Artois, der sie dazu hingerissen hatte, nur er konnte seine Rache nicht kühlen. Er fiel in der Schlacht.

VIII.

Richard Löwenherz.

König Richard von England kehrte nach einem rühmlichen Kreuzzuge gegen die Saracenen aus Asien zurück. Der Ruf seiner Thaten war ihm voran geeilet in die abendländische Christenheit. Aber er wünschte still und unerkannt zu reisen. Durch Stürme gezwungen, landete er an der Küste von Aquileia. Er und seine Gefährten waren wie Pilgrimme gekleidet; sein langes Haar, sein herabhängender Bart entstellten ihn, und nichts unterschied sein Äusseres von den Bewohnern dieser Gegend. Aber seiner gewöhnlichen Freigebigkeit konnte er sich auch hier nicht enthalten; durch sie erregte er Verdacht, und Richard ward ein Gefan-

gener des Herzogs Leopold von Österreich, der sich in Palästina von ihm beleidiget wähnte. Leopold lieferte den Gefangenen in die Hände des deutschen Kaisers Heinrich, und erst nach zwei Jahren ward er gegen schweres Lösegeld entlassen.

Im Gefängnisse gab ihm der Unwille, daß seine Vasallen und Freunde und Troubadours so wenig Thätigkeit zeigten, ihn zu befreien, folgendes Sirvente ein:

»Gefangner Mann, ein armer, armer Mann!
»Nichts hat die Welt, was Trost ihm geben kann,
»Als nur ein Lied, das einsam er ersann; —
»Hier schmacht' ich, hier! Der König, reich und groß,
»Wie ward er klein! Dem Bettler, arm und bloß,
»Beneidet er sein Looß.

»Der Bettler frei; Er ein gefangner Mann!
»Wer rettet mich? Wann wird mir Hülfe? wann?
»Weh mir! es naht nicht Freund, nicht Unterthan!

»Verloren ist, der seinem Feind erlag,
»Gefangen, oder todt. — O, welche Schmach
»Bracht' über mich Ein Tag!

»Ihr Troubadours, die immer ich geehrt,
»Ihr schweigt, auch ihr? Seid Eures Ruhmes werth!
»Singt laut, daß weit die Christenheit es hört;
»»Der König Richard,«« also stimmet an,
»»Er, der voll Muth das heil'ge Land gewann,
»»Ist ein gefang'ner Mann!««

---

*) Das Original in provenzalischer Sprache steht in Hist. des Troubadours I. p. 59. sq. Ich behielt bei der Nachbildung das Metrum bei, wie folgende erste Strophe zeigt:

Ja nus hom pris non dira sa raison,
Adreitament Se com hom dolent non;
Ma per conort por il faire chanson.
Prora d'amis, mas poure son li don.
Onta t auron se por ma reezon
Soi fait dos yver pris.

IX.

Rodrigo und Semene.*)

Erster Theil.

An des Königs Ferdinand von Castilien Hofe hatte vor allen Rittern lange Don Diego geglänzet. Heroische Tapferkeit zeichnete seine Jugend aus; besonnener Muth

*) Wenige Zeilen des spanischen Geschichtsschreibers Mariane (1 Lib. IX. p. m. 352.) gaben dem spanischen Dichter Guille de Castro Stoff zu einem Schauspiele, das nachher den großen Corneille befeuerte, und ihm den Cid eingab, ein Schauspiel, welches zuerst seinen Ruhm gründete. Man hat nicht mit Unrecht den Ausgang getadelt; und der Tadel gründete sich größtentheils darauf, daß ein ehrliebendes Mädchen dem Mörder ihres Vaters nicht vier und zwanzig

seine männlichen Jahre; weiser Rathschlag das jetzt nahende Alter.

Neben ihm erhob sich der Graf Gormas. Er hatte sich in den Kriegen gegen die Mauren ausgezeichnet, und jetzt prangte er in der vollen Blüthe seiner Mannkraft. Aber, kleiner als Diego, fürchtete Gormas dessen Größe, und schnell ging, so ist des Menschen Art, schnell ging diese Furcht in Haß über.

Der Haß erreichte seinen Gipfel, als Diego vom Könige zum Führer des ältesten Prinzen Sancho von Castilien ernannt wurde. Seine Empfindlichkeit über dies

---

Stunden nach dem Morde die Hand geben könne. Einen längern Zeitraum wollen nun einmal die Franzosen ihren Theaterdichtern nicht einräumen, und so ist denn freilich der Dichter mit dem Süjet im Gedränge. Leichter ist allerdings die Auflösung für den Roman, und dies ist's, was ich versuchte.

ausgezeichnete Merkmal der königlichen Gunst ward so herrschend, daß er die laute Äusserung derselben, auch gegen Diego selbst, nicht unterdrücken konnte. Als er ihm einst im Park begegnete, drängte er sich an ihn und brach in Bitterkeiten aus. Diego deckte sich Anfangs mit der Ägide des königlichen Willens, dessen Bewegungsgrund zu beurtheilen, der Unterthan sich billig bescheide. Gormas wurde durch dieses Ausweichen nur noch bitterer, und machte seine vorzüglichen Verdienste und die Thaten geltend, mit denen er dem Prinzen hätte vorleuchten können. — — »Kann ich ihn,« erwiederte Diego, »nicht jetzt mehr in den Kampf führen, so höre er statt dessen die Geschichte meines Lebens. — Ich darf sie ihm — wohl mir! — kühn als ein Spiegel zur Nachahmung vorhalten.«

Aber Gormas ließ nicht ab, und seine

Äusserungen wurden so beleidigend, daß Diego zum Schwerte zu greifen gezwungen ward. Sie kämpften ungleichen Kampf. Der alte Diego ward von Gormas entwaffnet. Sein Degen fiel und Gormas verließ ihn mit den höhnenden Worten: »Traget doch ja diesen Kampf in die Lebensgeschichte ein, die Ihr dem Prinzen zu lesen gebt.«

In dieser beugenden Lage fand Diegon sein edler Sohn Rodrigo, der mit seiner Schwester Donna Leonora dem Vater zu spät gefolget war.

Kaum erblickte Diego den Sohn, so hob er das Schwert auf, das seinem schwachen Arm entwunden war, und eilte ihm entgegen. »Sohn!« rief er, »dies ist das Schwert, einst das Schrecken der Mauren, oft geröthet von ihrem Blute. — — Mit Ehren steckte ich's in die Scheide, und unentweiht hoffte ich's, als das schönste

Erbtheil, Dir zu überliefern. Aber, o der Schmach! es ist entweiht. Ein ehrloser Nebenbuhler hat mich, und in mir Dich beleidigt. — — Unsere Ehre zu retten, mußte ich das Schwert entblößen, doch mein geschwächter Arm wankte, es fiel. Stirb, o Sohn! oder räche unsere gekränkte Ehre! Nimm das Eisen, und weihe es von neuem durch das Blut unsers Beleidigers!«

»Gieb mir das Schwert, Vater!« rief der glühende Jüngling. »Ich schwöre Dir blutige Rache. Nenne, nenne mir den Beleidiger!

»Gormas!«

»Gormas!« — sprach mit halblauter, bebender Stimme, der erblassende Jüngling. »Graf Gormas?«

»Meinst Du, Rodrigo, daß es ein Schwächling war, der Diego entwaffnen konnte?«

»Der Vater Semenens?« unterbrach ihn kaum hörbar Rodrigo? »Weh!« seufzte er tief — und verließ den betroffenen Vater.

»So ist es denn wahr, was ich ahnete,« sprach jammernd Leonore. »Rodrigo ist's. um den Semene seufzet! Darum nahte sie sich mir oft, als wollte sie mir vertrauungsvoll ihr Herz öfnen, und zuckte dann zurück und floh! Armes, unglückliches Mädchen! Deine Seufzer werden Thränen werden! — Armer Bruder!«

»Wo die Ehre ruft, da muß die Liebe weichen.« So unterbrach sie Diego.

»O über die Ehre! Die Mißgestalt bildeten Menschen; aber die Bildnerin der Liebe ist die Natur. Ach Vater! bedaure Deinen Rodrigo! Semene war seiner Liebe so werth.«

»Zürne ich ihm denn? Ich beklag' ihn;

aber ich weiß es, Rodrigo hat hohes Gefühl für das, was er mir, was er sich selbst schuldig ist. Ich vertraue ihm ganz.«

Don Diego kannte seinen Sohn.

Schrecklich tobte es in dem Innern des Jünglings; aber die Simme: wo Ehre ruft, da weiche die Liebe! überscholl bald auch bei ihm jeden leisen Laut des Herzens. »Selbst Semene,« so sagte er sich, »selbst sie müßte mich verachten, wenn ich meines Vaters Schmach nicht rächte. Es ist nicht der Vater Semenens, den ich bekämpfe, es ist der schnöde Beleidiger des großen Diego, und der Sohn Diegos bin ich.« —

Schauten höhere Geister auf das Gewebe der menschlichen Leidenschaften, wandelten sie unter uns und sähen der Menschen Thun, das so oft die schönste Blüthe ihrer Glückseligkeit vernichtet, wie müßten sie trauern, daß sie es nicht zu wenden ver-

möchten! — — Unendlich war die Wonne, die Rodrigo'n und Semenen gelächelt hatte; und die ein Augenblick jetzt zerstörte. — Ihre, nur durch wenige Höfe getrennten, Landsitze waren durch eine Platanenallee verbunden, die zu beider Eingängen führte. Unter diesen Platanen sproßte einst der Keim der innigsten Liebe, und selbst das Geheimniß, welches der Väter Eifersucht über sie ausgoß, gab der Leidenschaft neue Nahrung. Die Platanen leiteten zu einem Orangenwald, dessen Wohlgerüche dem Wandelnden entgegen düfteten. »O, dürften wir,« sprach Rodrigo oft mit Entzücken, »o, dürften wir den Weg fortsetzen, und uns versenken in das Meer der Wohlgerüche! — — Ach, Semene! dem Wäldchen gleicht unsere Zukunft. Wir ahnen ihre Wonne. Werden wir je sie erreichen?«

Rittterehre hatte Rodrigo'n früh ins Feld

gerufen. Er prüfte seinen Arm in den Kämpfen gegen die Mauren, die unaufhörlich die Gränzen Castiliens beunruhigten. Dann fühlte Semene sich doppelt unglücklich. Sie liebte ihre Mutter. Aber sollte sie ihr ein Geheimniß vertrauen, das diese ihrem Gemahle zu entdecken für Pflicht halten mußte? Was sie der Mutter verhehlte, vertraute sie noch weniger ihren Freundinnen. Wehmüthig verschloß sie ihre Liebe und ihren Schmerz in dem gepreßten Busen. — Oft zwar nahte sie sich unwillkührlich in den Hofzirkeln, die sie nicht meiden konnte, mit ihrem Herzen voll Liebe der Donna Leonora. War es doch ihres Geliebten Schwester, die gleiche Sorge mit ihr gemein hatte. Aber der besonnene Gedanke an die väterlichen Verhältnisse, und die Furcht, sich öffentlich zu verrathen, lähmte immer ihren Schritt. — — Kaum

hatte jetzt Rodrigos Wiederkehr sie von neuem belebet, und ihr beklommenes Herz erweitert, so erscholl die Kunde des todtweissagenden Zwistes zwischen Diego und ihrem Vater. — Daß Rodrigo die Rache übernommen habe, wußte keiner, ahnte jeder, am sichersten Semene; denn sie kannte ganz sein hohes Gefühl für Ehre, seine unbeschränkte Verehrung für seinen Vater. Sie eilte zu ihrer Mutter, die ihr in Thränen schwimmend entgegen kam. Seit dem unglücklichen Vorfall hatte Donna Antonia ihren Gemahl nicht wieder gesehen, und wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte. Der Anblick der erschütterten Tochter machte sie beben. »Was hehl' ich's länger,« so rief Semene mit dem Ausdruck der höchsten Empfindung; »Ich zittre für meinen Vater, ich zittre für Rodrigo. Ich lieb' ihn. Zürne Mutter, daß ich Dir

mein Geheimniß verschwieg. Zürne, aber hilf.«

»Antonia sank sprachlos in ihren Sessel. Es ging ein Schwert durch ihre Seele.

»Unglückliches Mädchen!« seufzte sie endlich. »Fern bleiben eitele Vorwürfe! Gern helfe ich; aber wie?«

»Zu helfen ist der Könige Amt. Zum König will ich gehn. Du, Mutter! bleibe! — Der Vater möchte heim kommen, und wer könnte ihn zurückhalten, als Du?«

Mit dem Worte eilte sie fort.

Sie ward vorgelassen; aber kaum hatte sie mit dem vollen Ausdruck der Leidenschaft ihr Herz vor dem Könige ausgeschüttet und um seine schleunige Vermittelung gefleht, so erfüllte die Nachricht, daß Gormas im Zweikampfe gefallen sey, den ganzen Palast.

Was man Semenen zu verbergen strebte, ward ihr gerade durch die Verbergung

kund; sie sank wie leblos zu des Königs Füßen. Aber schnell kehrte die Lebenskraft wieder: »Laßt mich fort zu meinem Vater, daß ich das Blut stille. Er ist nicht todt: er kann nicht todt seyn.«

Man hielt sie zurück. In der Verwirrung hatte man nicht bemerkt, daß sich der alte Diego genahet hatte. Semene war's, die ihn zuerst erblickte. »Hier ist der Mörder meines Vaters!« rief sie dem Könige zu. »Rache! Rache!«

»Wohl fiel Gormas durch mich,« sprach ruhiger Diego; »Lieh gleich mein edler Sohn mir seinen Arm, doch fiel er durch mich.«

»Rodrigo, der Mörder?« Semene rief's und verstummte. Aber mit schneller, schrecklicher Fassung fuhr sie fort: »Auch wider ihn rufe ich Dich zur Rache auf, König! so fordert es Ehr und Pflicht. Sterben muß er, und ich nach ihm.«

Un-

Unglücklicher, als Semene, war der siegende Rodrigo.

Flüchtig irrte er umher, und wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Die Stätte des Blutes meiden, das mußte er, das wollte er: — Aber vermocht er's, zu scheiden, ohne Semene zu sehn? — Und doch, wie konnte sie den Mörder ihres Vaters sehen? ihn sehen, gegen den sie des Königs Rache angerufen hatte? »Will ich denn,« sagte er sich wieder, »will ich denn Vergebung, Gnade von ihr? Sie hat die Rache gegen mich aufgerufen. So deute sie mir dann, wie ich ihr genug thue.«

Vor Tagesanbruch wankte er, kaum seiner bewußt, die kundigen Platanen hinab, die Vertrauten seiner Liebe. Ein Morgennebel deckte den fernen Orangenwald, und statt warmen würzigen Duftes, umschauerte ihn der kühle Morgenhauch. — Aber noch

kältere Schauer ergriffen ihn, als er plötzlich vor Semenen stand. »Rodrigo!« so scholl es ihm entgegen, «willst Du auch mich tödten durch Deinen Anblick?«

»Du hast Rache gefordert, Semene! Hier bin ich. Mich hassen mußt Du, mich verfolgen, mich tödten. O könnt ich sterben von Deiner Hand!«

»Rodrigo! welches Wiedersehn! Es ist schrecklich, Rodrigo! — Dich hassen kann ich nicht. Du thatest wohl Deine Pflicht; aber, indem Du sie thatest, hast Du auch mich die meine gel hrt. Du mußtest die Ehre Deines Vaters rächen, und ich sollte die meinige versäumen? Weh mir, daß Du es bist, gegen den ich sie rächen muß; Du, der allein meine Thränen getrocknet haben würde, hätte ein anderer Unfall mir meinen Vater geraubet.«

Sie sprachs mit dem Ausdruck der innigsten Wehmuth.

»Stoße den Dolch mir in den Busen!« rief in Verzweiflung Rodrigo, und warf sich zu ihren Füßen.

»Dich meiden kann ich, Rodrigo! kann sterben. — Aber Deine Mörderin kann ich nicht seyn! Hast Du denn meinen Vater wehrlos gemordet?« — Er fiel in redlichem Kampfe, und so Dich zu verfolgen, gebeut auch mir die Ehre. — Es wird schon ein Ritter aufstehen, der den Kampf für mich übernimmt.«

Mit diesen Worten wandte sie sich und floh zur nahen Villa.

Don Alvaro war der Ritter, der nach der Sitte der Zeit Semenens Rache übernahm. — Er fühlte sich geehrt durch den Aufruf einer Schöne, deren Reiz ihn lange gefesselt hatte. — Der Tag des Zweikampfes war festgesetzt. Semene durchwachte die Nacht, die den schrecklichen Morgen

brachte. Ihre vertrautere Freundin, Dorina, hatte die Seelenkranke nicht verlassen. Noch ehe es tagte, wandelten sie Arm in Arm schon unter den Bäumen, die zu dem Kampfplatze führten. Rodriyo sprengte heran, in seinem Geschmeide herrlich, wie ein Halbgott, und grüß'te Semenen. »Lebe wohl!« rief er ihr zu; « nie sollst Du mich wieder sehn!« —

»Und das sagt der Held, der die Mauren überwand?« —

»Da kämpfte ich Semene. Aber ohne Wehr biet ich Alvaro'n meine Brust. Dein kann ich nicht werden; den Tod willst Du mir nicht geben; aber Dich ehr' ich in Alvaro'n, und gern falle ich von seiner Hand.«

»Rodrigo! es gilt Deinen Ruhm! Man wird Dich überwunden halten, wenn Du gefallen bist.«

»Mein Ruhm ist fest gegründet. Nein,

Semene! man wird nicht für überwunden halten. »Er liebte Semene!« wird die Nachwelt sagen; er wollte nicht leben, da sie die Seine nicht werden konnte. Ich scheide; gedenke mein!«

»Rodrigo! Du sollst leben! das befiehlt Dir Semene!«

So rief sie dem Scheidenden nach. Schon war er fern! Er ward nicht mehr gesehen.

Die Arme sank an Dorinens Busen. Dann ergriff sie wild der Freundin Hand: »Folge mir! Ich muß ihm nach. Er hat mich nicht vernommen. Er soll leben — leben!«

Mit Mühe hielt Dorina sie zurück. Immer waren die Blicke nach der Gegend gerichtet, wohin Rodrigo sich gewendet hatte. — Immer tönte ihrem innern Ohre der Rosse Stampfen und Waffengeklirr, und lauter Ruf der Streiter.

Endlich stäubte es den Weg herauf. »Sieger ist der Kommende!« so dachten beide. »Wird es Rodrigo seyn?«

»Er wird es seyn; er muß es seyn! Gewiß erkennst Du schon seinen Federbusch, Dorina! Sage doch, daß Du ihn erkennst; täusche mich, wenn Du mich liebst!«

Es war nicht Rodrigo. Alvaro stieg vom Roß, beugte sich vor der bebenden Semene. »Ich soll dies Schwert zu Deinen Füßen legen, ich soll —«

»Was?« unterbrach ihn mit Heftigkeit Semene. »Das Schwert, von Rodrigo's Blute roth? Du wagst es, vor meinen Augen zu erscheinen, Du, der mir das Liebste raubte, was ich auf der Erde besaß, das Liebste; ja, — nun sag ich's laut, mein Vater ist gerächet, ich liebte ihn. —«

»Aber Semene!«

»Schweige! Dein Ruhm ist nicht groß;

Er hat sterben w o l l e n. Du hast mich gerächet, Alvaro, und g e t ö d t e t.«

»Du hörst mich nicht, Semene!«

»Ich will Dich nicht hören. Rodrigo ist nicht mehr!«

»Rodrigo lebt! — Zu Dir will ich reden, Dorina! Du bist gelaßener. Daß ich einem Helden, wie Rodrigo, erlag, entehret mich nicht. Ich ward entwaffnet, und bot ihm meine Brust, um sie zu durchboren. Da sprach edelmüthig der Sieger: Fern sey's, daß ich ein Leben raube, das für Semenen gewagt ward. Lebe! Hier ist Dein Schwert! Leg' es zu Semenens Füßen! Sag' ihr, daß auch ich lebe, weil sie's gebot.«

»Und wo ist er?«

»Vor Deinen Augen zu erscheinen, wagt er nicht Er eilte vom Kampfplatze zu seinen Waffenbrüdern ins Feld. Ich

will ihm folgen; denn die Mauren sind nah.«

»Rodrigo!« rief schwärmend Semene, »Rodrigo, wie groß bist Du, wie unerreichbar! Aber fern Dir nachzustreben, das vermag ich, das will ich. Weh! das Schicksal trennt uns. — Ich habe die Thränen, das Händeringen meiner Mutter gesehen, wie könnt' ich die Vermählte des Mannes werden, der meinen Vater tödtete? Aber auch keinem andern kann ich angehören! Das schwöre ich hier unter Gottes Himmel, und Du, Alvaro, und Du, Dorina! seyd Zeugen des feierlichen Schwurs.««

Rodrigo'n hatte bey dem Kampfe mit Alvaro, Semenens Ruf: Du sollst leben! gekräftigt. »Aber für wen soll ich leben?« so fragte er sich jetzt, da er Alvaro'n entwaffnet hatte. »Sie, für die mein Herz schlägt, sie wird, sie kann nicht die Meine

seyn. — »Lebe!« so herrschte ihm seine große Seele zu, »Lebe für den Staat, so lebest Du auch für sie. Bist Du nicht der Sohn des großen Diego, der wiederholt sein Vaterland errettete? Rissest Du nicht, da Du den tapfern Gormas erlegtest, eine der schönsten Säulen des Staats nieder? Du hast eine doppelte Schuld abzutragen. Noch wanket das Reich; noch drohn ihm Gefahren; auf alle Folgezeit dem Reiche Festigkeit zu geben, das ist ein Unternehmen, das Deiner würdig ist. Wag' es; hebe Dein Vaterland! werde der Held des Jahrhunderts!«

Er ward es.

*)Als die Mauren im Achten Jahrhunderte Spanien überwältigten, floh ein Nachkömmling der alten Gothischen Könige, Pelajo, in die Castilischen Gebirge, rettete dorthin die Trümmer der christlichen Kraft, und legte fast unbemerkt zwischen den unersteiglichen Gebirgen den Grund zu der Macht, die künftig den Eroberern furchtbar werden sollte. Allmälig entstanden, wie Inseln im Meere, mehrere kleine Königreiche: Navarra, Leon, Oviedo, Gallizien, Arragonien. Sancho III. von Navarra vereinigte sie alle, und schon begann die christliche Macht den Mauren furchtbar zu werden.

Die Politik gebot hier dringender, als irgendwo, das Recht der Erstgeburt; aber

---

*) Nach Ferrera's Span. Gesch. B. III. Th. 3.

es überwog auch hier lange die natürliche Vaterliebe, die so gern alle Kinder gleich begünstiget. Sancho theilte sein Reich unter seine vier Söhne, und Ferdinand ward König von Castilien.

Die größere Beschränkung seiner Besitzungen ward durch die ihm beiwohnende innere Geisteskraft ersetzt, und durch die erste Fürstengabe, den feinen Sinn, in denen, die ihn umgaben, das Talent zu erkennen, zu ermuntern, und ihm angemessenen Spielraum zu verschaffen. So ward er die Liebe der Seinen und das Schrecken der Mauren; Er vereinigte Gallizien, Leon, Oviedo mit Castilien. Die Nachwelt nennt ihn den Großen. Rodrigo war's, der ihm den Zunamen erwarb.

Der Sohn des edlen Diego schwang sich bald durch Großthaten an die Spitze des Heeres.

Er entriß den Mauren den Theil Portugalls, den sie noch in Besitz hatten; er vertrieb sie völlig aus Castilien, und die Maurischen Könige von Toledo und Saragossa wurden Ferdinanden zinsbar. Zwei kleine Maurische Könige machte er in einem Treffen zu Gefangenen und Ferdinand war Zeuge der Größthat. Als die beiden Gefangenen vorgeführt wurden, suchten ihre Augen den Sieger Rodrigo, der sich bescheiden zurück gezogen hatte.

Aber die Mauren erkannten ihn dennoch und begrüßten ihn, als ihren Sieger und Herrn. »Er ist unser Cid!« riefen sie, in ihrer Sprache. »Der Feinde Ausruf ist Dein schönster Lohn, Rodrigo!« so sprach Ferdinand. »Dir bleibe der Ehrename Cid! Er zeichne auf ewig Dich aus in den Jahrbüchern Spaniens!«

Am traurigsten für Ferdinand war's,

daß auch er mit seinen Brüdern Garcia und Ramiro kriegen mußte. Der erste hatte bei der väterlichen Theilung Navarra und Biscaja, der zweite Arragonien erhalten. Unzufrieden mit ihren Erbtheilen, befehdeten sie nach einander ihren Bruder Ferdinand. Aber kein Cid war an der Spitze ihrer Heere. Beide erlitten entscheidende Niederlagen; beide fielen in der Schlacht.

Jeder Sieg, den Rodrigo davon trug, jedes Lob, was man ihm zollte, machte schneidender den Schmerz, der in Semenen's Busen wühlte. Denn immer tiefer empfand sie, was sie an ihm verlor. Bisweilen stieg geheim der Wunsch in ihr auf: »Möchte »er nur fallen im Kampf! denn nie kann »er doch mein werden; und ärger, als Tod »würde es seyn, wenn ich ihn je in den »Armen einer andern wüßte.«

König Ferdinand starb. Er selber hatte

die, aus den elterlichen Theilungen entstehenden schlimmen Folgen erfahren; dennoch widerstand auch er nicht der natürlichen gleichen Liebe für alle Kinder. Seinem Vater gleich, theilte er sein Reich unter seine drei Söhne. Die Jüngern, Alfonso und Garcia, erhielten, der erste Leon und Oviedo, der zweite Gallizien mit dem eroberten Theile von Portugall. Dem ältesten, Sancho, blieb Castilien, und, was ihm mehr, als ein Königreich werth war, ihm blieb Rodrigo-Cid.

Aber nicht bloß seinen Söhnen, auch seinen beiden Töchtern hatte Ferdinand unabhängige Gebiete versichert. Die Prinzessin Urraka ward Gebieterin von Zamora; ihre Schwester Elvira, von Toro. Beide, des Erbtheils froh, bezogen die festen Burgen, die ihnen durch die väterliche Fürsorge gesichert waren, und Semene,

der das großstädtische Leben jetzt doppelt verhaßt ward, entschloß sich leicht, ihrer Mutter, die mit der Prinzeßin Urraka durch innige Freundschaft verbunden war, nach Zamora zu folgen.

Hier lebten sie in fast klösterlicher Eingezogenheit, und der Ruf der öffentlichen Angelegenheiten erreichte selten ihr Ohr.

Den jungen König Sancho hatte indeß die abermalige Theilung des Reichs um so mehr erbittert, da er aus manchen Äussezungen des Vaters die sichere Hoffnung geschöpfet hatte, daß er, als Erstgeborner, die alleinige Nachfolge in den väterlichen Reichen erlangen würde. Sancho war bei des Vaters Tode abwesend gewesen, und nun wähnte er, die anwesenden Geschwister hätten des Sterbenden Schwäche zu seinem Nachtheile gemißbrauchet. Auch Rodrigo'n war die Trennung der Provinzen, welche

durch seine Tapferkeit größtentheils erobert waren, schmerzhaft; denn nie, wußte er, könne die Christenmacht den Mauren dauernd widerstehen, wenn die christlichen Reiche durch stete Theilungen geschwächt würden.

Dies hatte nicht nur er Ferdinanden oft wiederholt; es war die vereinte Stimme der Großen gewesen, wenn sie bei Rathsversammlungen den König umringten.

Aller Erwartung war nun durch des Königs letzten Willen getäuscht. — Die Folge war Mißtrauen unter den Geschwistern, ein Mißtrauen, das bald in Fehde und offenen Krieg ausbrach. Alfonso erlag zuerst. Er ward in einem blutigen Treffen bei Volpellani von Rodrigo aufs Haupt geschlagen, vor dem Altar eines Gotteshauses, in das er geflohen war, gefangen genommen, und auf das Castell nach Burgos geführt.

Als die Nachricht von diesem Treffen nach Zamora erscholl, machte sich die erschütterte Prinzessin Urraka auf, und eilte in's Lager. Alfonso war ihr wegen seines sanften Charakters vor ihren andern Brüdern lieb, und sie kannte die Heftigkeit des ältern Bruders Sancho. Durch ihre dringende Verwendung ward es vermittelt, daß Alfonso der, seinem Leben so gefährlichen, Haft entlassen und ihm der Aufenthalt in dem Kloster Sahagun am Ufer des Flusses Cea verstattet wurde. Aber er mußte vorher seiner Krone entsagen und selbst auf immer sich dem Mönchthum widmen.

Durch Alfonso's Niederlage und Gefangenschaft fiel dessen Reich an Sancho. Aber nicht nur Leon und Oviedo vereinigte Sancho so mit Castilien. Er verjagte auch seinen Bruder Garcia aus Gallizien und Portugall. Dieser Sieg ward ihm um so

leichter, da Garcia sich durch Grausamkeit bei seinen Unterthanen verhaßt gemacht hatte. Der geschlagene Garcia flüchtete zu dem mächtigsten der maurischen Fürsten, dem Könige von Sevilla, Muhamed Ben Adad, der ihn theilnehmend empfing.

Durch diese gute Aufnahme ermuthiget, vielleicht durch der Schwester Urraka heimliche Eingebungen bewogen, glaubte auch Alfonso sein erzwungenes Gelübde brechen zu dürfen. Er legte seine Mönchskleider ab, entfloh aus seiner Clause, und suchte Schutz bei dem Freunde seines Vaters, dem Maurischen Könige Almammum zu Toledo. Sein kluges, gefälliges Betragen, seine edle Gestalt, und mehr noch, sein Unglück nahmen den Mauren für ihn ein. Alfonso ward mit aller, seinem Stande gebührenden, Achtung aufgenommen, erhielt eine Wohnung neben der königlichen Burg, und

nicht selten zog ihn Almammum in Reichs-angelegenheiten zu Rathe.

König Sancho ergrimmte über diesen Bruch des ihm gegebenen Wortes und schwor Alfonso'n und seinen Mithelfern Rache. Seine Schwester Urraka, deren Unabhängigkeit ihm längst anstößig geworden war, sollte das erste Opfer seyn.

»Auf ihre Fürbitte,« so zürnte Sancho, »entließ ich Alfonso'n aus meiner Burg; auf ihre Versicherung, daß er nie Bundbrüchig werde, vergönnte ich ihm den Aufenthalt im Kloster; und nun ist sie es, die den Undankbaren ermuntert, sein heiliges, Gott und mir gethanes, Gelübde zu brechen, zu dem Feinde des christlichen Namens überzugehn, und ihn gar durch seinen Rathschlag zu stärken!«

Rodrigo führte ungern das Heer auch gegen die Feste Zamora. Es war die

Schwester seines Königs, die er bekriegte; Urraka's Schuld war ungewiß, und in der Burg fanden sich Semene und deren Mutter. Auch schien das Unternehmen nicht leicht. Die Feste wurde mit Recht für eine der stärksten im Reiche gehalten, und ihr Vertheidiger war Don Arias Gonsale, ein durch seine große Fähigkeiten in Kriegs- und Friedenskünsten berühmter Mann. Er hatte lange das seiner Gebieterin drohende Ungewitter vorausgesehen, und sich zu einer kräftigen Gegenwehr gerüstet. Sancho, der selbst bei dem Belagerungsheer gegenwärtig war, fand den bedachtesten und entschlossensten Widerstand.

Urraka hatte die Gräfin Gormas umsonst die Burg zu verlassen, gebeten. Antonia bestand darauf, das Schicksal der Prinzessin zu theilen. Sie entschloß sich um so mehr dazu, da sie ihre Tochter in Sicher-

heit wußte. Semene hatte gerade, da Zamora berennt wurde, Urraka's Schwester, die Prinzessin Elvira, zu Toro besuchet, und nun war die Rückkehr in die Burg ihr unmöglich geworden.

Sancho umringte Zamora mit dem Kern seiner Truppen.

Der Bote, welcher die Burg zur Übergabe aufforderte, brachte die Nachricht, daß nicht Don Arias allein, daß auch alle Bürger geschworen hätten, eher zu sterben, als ihre Fürstin der Bruderrache Preis zu geben. Zamoras Vertheidigung war ganz diesem Schwure gemäß. Alle Stürme des ungeduldigen Castiliers wurden mit großem Muthe abgeschlagen, und Sancho erkannte, daß nur der Hunger ihm die Feste in die Hände liefern könne. Nun ward den Belagerten alle Zufuhr aufs sorgfältigste versperrt; der Mangel stellte sich allmälig in

der Feste ein, und man begann von gütlichen Unterhandlungen zu reden. Da erhob sich ein Krieger, sein Name Bellides. »Schweigt von Unterhandlungen,« sprach er; »haltet ihr so Euren Schwur, Ihr Bürger? Ich will ihn halten; will Euch retten, oder sterben.«

In der Nacht begab er sich als Überläufer in das feindliche Lager. Er ward vor dem König geführt. »Was bewog Dich zur Flucht?« fragte ihn Sancho.

»Was mich trieb,« war Bellides Antwort,« was mich trieb, verkündet mein Gesicht. Den Hungertod zu sterben mit den übrigen, dazu fand ich mich nicht verpflichtet. Ich hielt es für Thorheit, mich länger einem so mächtigen Könige zu widersetzen: ich rieth zur Übergabe. Aber die Tollen droheten, mich zu erwürgen, und ich verbarg mich nur mit Mühe vor ihrer

Wuth, bis die Nacht meine Flucht begünstigte; wohl mir, daß ich diese Freistadt erreichte!«

»Aber,« so fragte ihn der König,« ist keine Hoffnung, daß die Bürger von ihrem Wahnsinn genesen? Es ist schrecklich, über die Leichname Verhungerter in die Burg einzuziehen; und Urraka ist meine Schwester.«

Bellides zuckte die Achseln. Indeß gewann er täglich mehr des Königs Vertrauen, und so gelangte er bald zu dem Ziele, welches er sich vorgesetzet hatte. Eines Tages sprach er mit der wichtigsten Miene besiegter, innerer Unschlüssigkeit zum Könige. »Die Burg zu verlassen, dazu berechtigte mich die Pflicht, mein Leben zu erhalten; aber lange habe ich angestanden, ob es mit meinem, der Prinzessin geschwornen, Eid bestehe, Dir die Einnahme der

Burg zu erleichtern. Jetzt hab' ich entschieden: es ist, mein' ich, Pflicht, die Bethörten zu retten, und meine Gebieterin, die sich selbst nicht entschließen kann und darf, zu befreien. Die Burg soll durch Überrumpelung ohne Blutvergießen Dein seyn; folge mir, König! Ich zeige Dir ein Nebenthor, das die Belagerten durch unbegreifliche Nachläßigkeit völlig versäumten, ein Thor, das schnell mitten in die Stadt führt.«

Der hocherfreute Sancho konnte die Zeit nicht erwarten, diesen unbewachten Zugang zu erforschen. Damit eine so wichtige Entdeckung sicher ein Geheimniß bleibe, begab er sich in der Dämmerung ohne Zeugen mit Bellides dahin. Dieser Augenblick war es, den Bellides durch seine List herbeizuführen getrachtet hatte. Er nahm die Gelegenheit wahr, und durchstieß den trauenden König verrätherisch mit seinem Wurf-

spieß; dann schwang er sich aufs Pferd, und erreichte glücklich die Stadt.

Die nahen Castilier sahen und erkannten den Fliehenden, sie fanden ihren König in seinem Blute. — Verrath! Verrath! so scholl es schrecklich durch das Lager. Tod dem Mörder unseres Königs! Stürmt das Nest, und keiner entrinne unserm Schwerte!

Die Wuth vereinte die Entschlossenern, beschleunigte den Angriff, stärkte jeden Arm; jeglicher wetteiferte, der Erste auf der Sturmleiter zu seyn.

Nicht der Stürmenden Eifer entflammen, ihn mäßigen mußten die Anführer.

Schrecklich war der Zustand in der belagerten Feste. Fast zugleich mit der Kunde von des Königs Tode erscholl der Waffenklang aus dem feindlichen Lager, nahten sich die Sturmleitern, spieen die Belagerungswerkzeuge ihr tödliches Geschoß. Be-

stürzung ergriff die von Hunger Ermatteten, und selbst den Don Arias verließ auf einen Augenblick seine Geistes Gegenwart.

»So habe ich denn meinen Bruder gemordet, ohne einst meine Treuen zu retten!« rief Urraka in Verzweiflung. — »Aber auch ich allein will büßen. Ich will den Stürmern entgegen eilen, will ihnen meine Brust bieten, damit sie ihre Rache kühlen in meinem Blute.«

Umsonst hielt Antonia sie zurück.

»So laß mich wenigstens Dich begleiten,« sprach sie endlich zu der Prinzessin; und nun eilten sie vereint dem Orte zu, wo die größte Gefahr drohete.

Der Ungestüm der Belagerer hatte gesiegt; die Belagerten wichen, und es ergoß sich ein Strom der Feinde der Prinzessin und ihrer Freundin entgegen. »Ich bin, die ihr sucht!« rief Urraka den Stürmenden

zu. Mit dem Worte sank sie, von einem Wurfspieße getroffen, zur Erde.

In dem Augenblicke drangen zwei Ritter durch die Menge Es war Rodrigo und sein Waffenbruder Alvaro. Dieser ergriff die sinkende Urraka, jener Donna Antonia, und schnell wurden beide durch Waffen und Tod in die nächste Wohnung in Sicherheit gebracht. Dann eilten die Krieger zurück zu den Ihren, und ihr Ansehn hemmte bald der Stürmenden Wuth. Die Bürger Zamora's wurden gerettet.

Urraka's Wunde war nicht tödtlich. Sie schlug bald ihre Augen auf und fand sich in ihrer Freundin Arm. Von ihr vernahm sie ihre Rettung; »Und wer,« so fuhr Antonia fort, »wer meinest Du, hat mich dem Tode entrissen? — Der Mörder meines Gemahls! — Noch nie kam, seit Gormas fiel, der Name Rodrigo über meine

Lippen. Nun nenne ich Rodrigo! Denn ihm danke ich, daß ich lebe; ja, ich danke es ihm, weil auch Du lebest.«

Der Ruf, daß König Sancho fiel, erreichte mit Blitzesschnelle Toledo. Er war unbeerbt und Alfonso säumte nicht, als Erbe der Krone in Zamora zu erscheinen. Urraka empfing ihren geliebten Bruder mit Zärtlichkeit und stellte ihn dem Heere als König der Castilier vor. Alfonso schwor auf Rodrigo's Schwert, daß er unschuldig sey am Tode seines Bruders, und Rodrigo rief: »Es lebe König Alfonso!« Das ganze Heer rief es ihm nach. Alfonso umarmte im Angesichte des Heeres den edlen Rodrigo, und Hoffnung froherer Zukunft erfüllte Aller Busen.

»Und womit soll denn ich Dir lohnen?« sagte nach dem festlichen Mahle die Prinzessin Urraka zu Rodrigo'n. »Ach, ich ver-

mag es nicht; ich bin zu arm dazu. Aber ich habe eine Freundin! Wohl mir! Wohl ihr, daß sie es vermag!«

Indem sie es sagte, öffnete sich die Thüre des nahen Gemachs. Zwei Frauenzimmer traten ein. Es war Donna Antonia, und — ihre Tochter.

»Rodrigo!« so fuhr die Infantin fort, »ich will reden, da dort die Empfindung nicht Worte findet. — Gesühnet ist des Vaters Tod durch der Mutter Leben. Dir, Rodrigo, Dir verdankt die gute Tochter dies theure Leben. Rodrigo-Cid! Du verdienst Gemenens Hand!«

Sie sprachs. Stille Freude durchbebte die ganze Versammlung.

Gemene sank in die Arme ihres Geliebten.

X.

Roderich.

Ich war in dem alten Toledo, und bald winkten mir von ihrer Höhe die merkwürdigen Trümmer des königlichen Schlosses Alcazār, Wenige bemoosete Mauern, ein Stück der Haupttreppe und einige Marmorsäulen entronnen der zerstörenden Zeit. In einem halben Jahrhunderte wird man nur noch die Stätte zeigen, wo einst dies prächtige Denkmaal des Mächtigsten der Spanischen Herrscher*) sich erhob. Von dem großen Platze vor dem Palaste hat man eine weite Aussicht auf die Gegend umher. In jäher Tiefe fließt am Fuße des Berges

*) Carl V.

der Tago, und breitet sich aus über das felsigte Land. Man sieht die Bogen der schönen Brücke von Alcantara, und hört das Rauschen des Flusses, der schäumend die Bogen durchdringet. Den Blick, der von Trümmern ausging, begränzen jenseits wieder die Ruinen einer Burgfeste.

»Es ist das Castel des heiligen Cervantes,« sagte mein Führer, als mein fragender Blick darauf weilte. »Der Schutt deckt fürchterliche Dinge, die ich nicht sehen möchte. Er deckt den Eingang zu der Felsenhöhle, welche dem Forschenden die Zukunft enthüllet. Aber keiner wagt es, einzudringen, am wenigsten in Zeiten der Gefahr. König Roderich, von den Mauren bedroht, drang ein, und er war der letzte Gothenkönig, der über Spanien herrschte.«

Gedankenvoll verließ ich die Höhe, schloß mich in das Gewölbe der nächsten Kloster-

bibliothek ein, und las die Blätter des Mariana, worin er, nach den vorhandenen Sagen, mit der Beredsamkeit eines Livius den Umsturz des Gothischen Reichs erzählt.

»Zwei Nationen ergossen sich zu Anfang des Mittelalters unwiderstehlich über die damals bekannte Erde, von Norden die Deutschen, von Süden die Araber. Der deutsche Volksstamm der Gothen drang siegreich bis in Spanien, und gründete dort ein mächtiges Reich. Die Araber strömten Afrika hinab und besiegten nach langem Widerstande das Volk der Mauren. Bei den Säulen des Herkules stießen die beiden erobernden Nationen auf einander, und lange schied sie die Meerenge von Gades.

Ein Zwiespalt unter den Spanischen Gothen bahnte den Maurischen Arabern einen Weg über die Enge.

Der Gothische König Witiza war gestorben,

ben, unbedauert, da bei seinem Grabe sich Aller Stimmen vereinten: er war ein Tyrann! Witiza hatte zwei Söhne hinterlassen und eine Schwester, die mit dem Grafen Julian vermählt war. Sie alle wurden bei der neuen Königswahl übergangen, und Roderich, der Herzog von Cordova, erhielt die Krone. Sein Vater war ein Schlachtopfer der Tyranney des vorigen Königs geworden. Des Tyrannen Söhne, Roderichs Rache fürchtend, flohen daher über's Meer zu ihrem Oheim Julian, der gerade in wichtigen Angelegenheiten zu den Mauren gesandt war. Hier schmiedeten sie Anschläge gegen den König Roderich, der, obgleich gesetzmäßig vom Volke erwählt, doch ihnen als ein Räuber ihres Rechts erschien. Lange sträubte Julian sich gegen die Theilnahme an ihren verrätherischen Absichten, als er durch eine

Beleidigung, die ihm selbst widerfuhr, dazu hingerissen wurde.

Julians Tochter, Cava, war eine der Gesellschafterinnen der Gemohlin des Königs Roderich. Von ihrer Schönheit besiegt, buhlte der König um ihre Gunst, und ward, da sie seinen Anträgen widerstand, der Tarquin dieser Lucretia. In ihrem Schmerze schrieb sie an ihren Vater, und rief ihn zur Rache gegen den Schänder ihrer Ehre auf. Der tief gekränkte Julian vergaß jetzt die unerläßliche höhere Pflicht gegen sein Vaterland, und gab den Anschlägen der Söhne Witiza's Gehör. Doch verbarg er seinen Groll, bis er seine unglückliche Tochter den Händen Roderichs entrissen hatte. Unter dem Vorgeben, daß er seine Cava zur Pflege ihrer kranken Mutter nicht entbehren könne, entlockte er sie aus dem schimpflichen Geleite der Köni-

gin, und nun trat er mit den Mauren in Bund gegen sein Vaterland.

»Der Augenblick ist gekommen,« so sprach er zu dem Arabischen Heerführer Musa, »der Augenblick, der Euch den Eingang in Europa öffnet, in das schöne Land, das bisher Euch verschlossen war. Siehe an die Söhne Witiza's, wie sie, ihres Reiches beraubt, in der Fremde umherirren! Erbarme Dich ihrer, und führe sie siegreich zurück in ihr Vaterland! Die Du zu bekämpfen hast, sind nicht mehr die Gothen, welche einst sich unwiderstehlich aus dem rauhen Norden ergossen. Durch üppigen Genuß des Spanischen Überflusses und durch innere Zwietracht geschwächt, werden sie Dir eine leichte Beute seyn, und das Altgothische Königsgeschlecht dankt Dir seine Herstellung.«

Musa traute langsam dem Verrathe.

Als er aber bei einer ersten Landung in Spanien Julians und der Seinen thätige Unterstützung gewahrte, so faßte er Muth, und entschloß sich zu einem zweiten Überzuge.

Roderich rüstete sich seinerseits zu kräftigem Widerstande. Eine allgemein verbreitete Sage, daß der Fall Spaniens nahe sey, schwächte zwar den Gothischen Muth; doch tröstete man sich noch mit der Zauberhöhle zu Toledo. So lange die noch nicht geöffnet sey, hieß es, würde das Gothenreich unüberwindlich bleiben.

Roderich verlachte diese Volkssage. Die Zauberhöhle, so dachte er, enthält Reichthümer, die meine Vorweser aus Vorsicht hier sammelten. War je ein Augenblick vorhanden, der den Schatz zu heben berechtigte, so erschien er jetzt.

Wie sehr auch des Königs Vertraute

und alle Stände des Reichs die Volkssage zu ehren riethen, Roderich blieb unbeweglich. Denn was die Könige wollen, sagt Mariana, das wollen sie heftig, und heftiger noch nach dem Widerspruch.*)

Die eisernen Hügel der unterirdischen Höhle wurden gesprenget, und prasselnd thaten sich die nie geöffneten kupfernen Pforten auf. Begierig folgte Roderich dem vor ihm her sich verbreitenden Fackelscheine. Aber nirgend glänzten ihm Goldhaufen entgegen, die er erwartete. Endlich entdeckte er am Ende d s Gewölbes einen Kasten, über den eine Leinewand gebreitet war. Als er sie entfaltete, fand er ein Gemälde. Männer mit fremden Gesichtern und wilden

---

*) Ut sunt vehementes et invictate in eo quod semel proposuerunt Regum voluntates.

Geberden schienen ihm zu drohen, und unten las er in Runenschrift die Worte;

Das Volk, das hier Dir droht,
Bringt Untergang dem Reiche,
Und Dir den Tod!

Roderich hatte kaum noch Kraft, einen zweiten Blick auf das Gemälde zu werfen; aber auch die flüchtige Ansicht der Kleidung und Mienen der Männer ließ ihm keinen Zweifel übrig, daß es die Mauren seyen, die ihm so furchtbar seyn sollten.

Bebend wankte er aus der Höhle zurück. Doch hatte er Gewalt genug über sich, vor dem Volke seine Furcht zu unterdrücken, und unabläsig die angefangenen Rüstungen fortzusetzen. Wirklich ging er mit einem Heere von hunderttausend Mann dem Maurischen Heerführer entgegen.

Tarik, so hieß dieser, war bei der Höhe gelandet, die bisjetzt nach ihm der Berg

Taricks (Gibraltar*) genannt wird. Die Verschanzungen seines Lagers bildeten das erste Aussenwerk der Feste, die in den Händen der Britten bisjetzt der vereinten Macht der Bourbone widerstand. Jetzt war Tarik bis zur Stadt Xeres, in der Nähe von Cadix, vorgedrungen. Hier fand er das Gothische Heer, und das Schicksal des Reiches war entschieden. Der Strom des Guadalete, der in den Meerbusen fällt, schied noch die beiden Heere, welche von ihren Anführern durch kräftigen Zuspruch ermuntert wurden. Den Mauren flößte eine ununterbrochene Reihe von Siegen und die Hoffnung der Beute Vertrauen ein. Unter den Gothen herrschte traurige Stille, und eine Ahndung unglücklichen Erfolgs erfüllte Aller Busen. Sichtbar ward besonders der König von

*) Gebel al Tarik.

schlaflosem Kummer verzehret. Doch befeuerte ihn, wie die Seinen, der Gedanke, daß sie für Vaterland föchten und Freiheit, für Weib und Kind, für die Religion ihrer Väter.

Sieben Tage lang währte schon der schreckliche Kampf, und erst der achte Tag brachte Entscheidung. Roderich fuhr, nach der Sitte der Gothischen Könige, in goldgesticktem Kleide auf einem Wagen von Elfenbein durch die Reihen, und ermunterte seine Kampfgenossen. Schon lenkte sich der Sieg auf die Seite der Gothen, als durch den Verrath des Grafen Julian ein großer Theil des Gothischen Heeres zu den Mauren überging. Allgemeines Mißtrauen erfüllte jetzt das Spanische Heer und schwächte den Muth der Treuen. Umsonst suchte Roderich sie von neuem zu ermuthigen. Er ward in die allgemeine Flucht mit fortge-

rissen. Um sich zu retten, sprang er vom Wagen und das schnellste seiner Rosse, Oretia, ertrug ihn dem Getümmel. Mehrere Tage verliefen, und man entdeckte keine Spur, wohin er gekommen war. Endlich fand man am Ufer des Flusses das königliche Hauptdiadem, den Wappenrock und die mit Perlen geschmückte Spornen. »Roderich fand seinen Tod in den Wassern des Guadalete.« Das war aller Meinung. Aber nach zweihundert Jahren fand man in einer Kirche der Portugiesischen Stadt Viseo einen Stein mit der Inschrift:

Hier ruhet
Roderich,
der letzte
König der Gothen.*)

---

*) Mariana de rebus Hisp. I. lib. 6. cap. 21. sq. Gibbon XIV. S. 410. ff. der D. Übersetz.

XI.

Der Nebucadnezar des Mittelalters.

Catalonien wird durch eine Kette hoher Gebirge durchschnitten, deren schroffe Höhen grausende Abgründe bilden. Am Abhang der steilsten Höhe von Monserrate ward ein prächtiges Kloster erbauet, welches mit Recht das Spanische Loretto genannt wird. Die Fabel seiner Entstehung ist nicht weniger wunderbar, als die von casa santa zu Loretto. Aber die Spanische Legende ist ungleich lehrreicher. Warum sollte man sie nicht mit eben der Religiösität aufbewahren, als so manche Geschichte aus der Jüdischen Fabelzeit.

In der Mitte des neunten Jahrhunderts

hatte Catalonien seine eigne Regenten, die es unter dem Titel von Grafen beherrschten. Bernhard war einer dieser Grafen. Er hatte das gefährliche Glück, Vater einer schönen Tochter zu seyn. Blanká, so hieß sie, faßte im vierzehnten Jahre ihres Alters den seltsamen Entschluß, eine Einsiedlerin zu werden. Nicht das Zureden der Eltern, nicht die Bitten des Volks, selbst nicht die Seufzer ihrer Liebhaber machten sie wankend. Blanka ließ in der wildesten Gegend des Berges Monserrate eine Hütte bauen und begab sich in die Einsamkeit. Ihre Nahrung war Eicheln, Beeren und Wasser, ihre Beschäftigung Gebet.

Nicht weit von ihrer Einsiedelei wohnte auf eben diesem Berge ein Eremit, Namens Guarino, der, obgleich noch jung, doch durch seine strenge Lebensart weit um-

her den Ruhm eines großen Heiligen erwarb.

Gemeinsame Andacht vereinte bald das heilige Paar, und die Folge der zu innigen Eintracht war, daß Blanka sich schwanger fand.

Guarino erschrack darob. Er liebte Blanka. Aber seine Eitelkeit, und die ihm drohende Gefahr, den ihn nährenden Ruf seiner Heiligkeit zu verlieren, siegte über die Leidenschaft und machte ihn zum Ungeheuer. Der Bösewicht stieß den Mordstahl in die Brust der Schönen, trug den blutenden Körper in eine Felsenhöhle, und floh zurück in seine Hütte.

Aber das Bewußtseyn der Greuelthat folgte seiner Spur, und ließ nicht Tag noch Nacht ihm Ruhe. Er wünschte sich den Tod, und konnte nicht sterben. »Nach Rom will ich wallfahrten,« dachte er end-

lich, »will dem heiligen Vater meine Missethat beichten. Durch seine Vergebung kann vielleicht der verlorne Frieden in meine Seele zurückkehren.«

Der Entschluß ward bald zur That. Von seinem Dämon getrieben, durcheilte Guarino Italien, warf sich reuevoll zu den Füßen des Statthalters Christi, und wagte es, sein Verbrechen zu bekennen.

Der Papst, von der Größe der Schuld erschüttert, weigerte beharrlich den Ablaß. »So verdamme mich denn!« rief Guarino im tiefsten Schmerzgefühle.

Da erhob sich mit strafendem Ernst der heilige Vater. »Guarino!« sprach er, » Du hast die Menschheit geschändet, und Dich zu einem reißenden Thiere erniedrigt. Gen Himmel zu schauen und die Sprache der Menschen zu reden, bist Du fortan nicht werth. Nackend sollst Du und stumm zu-

rück kriechen zu Deiner Einsiedelei, und nicht eher Dich wieder aufrichten, bis eine Stimme vom Himmel Dich dazu berechtiget.«

Bebend vernahm Guarino den schrecklichen Ausspruch, und gehorchte. Dem Thiere gleich, bewegte er im Dunkel der Nächte sich fort über die Apenninen, die Alpen und Pyrenäen, und suchte zu Fristung seines elenden Daseyns sich kümmerlichen Unterhalt. Begann es zu tagen, dann verbarg er sich in Höhlen vor dem Anblick vernünftiger Wesen. Einem Bären ähnlicher, als einem Menschen, kam der Büßende nach einer jährigen mühvollen Reise in seine Heimath zurück.

Sechs Jahre lang hatte er auch hier, wie ihm geboten war, in den Catalonischen Gebirgen umher gestreift, als eines Tages Graf Bernhard sich auf einer Jagd in eine

Einöde verirrte, wo ihn die Dämmerung beschlich. Er staunte nicht wenig, als er ein Menschenähnliches Wesen an einem Dickicht kriechen und Kräuter und Wurzeln suchen sah. Das Geschöpf war nicht wild. Er schlug es, und fromm duldete es die Schläge. Er ließ es in Ketten legen, und zahm folgte es seinem Treiber nach Barcellona. Der Graf gewöhnte sich allmälig an das seltene Wesen. Ihm ward ein Lager gepolstert, und es mußte, wenn er mit seinem Hofgesinde tafelte, zur Belustigung dienen. Kein Höfling ermangelte, wenn er satt war, dem Liebling des Herrn von seinem Überfluß großmüthig mitzutheilen, und selbst aus des Grafen Händen empfing er Brocken, die er, mit seinen Thränen benetzt, verzehren mußte.

Diese herablassende Gnade beugte den armen Guarino mehr, als alles, was er

bisher erduldet hatte. »Bin ich denn unsterblich,« dachte er, »daß ich selbst dies zu ertragen vermag? Ach! wer führt mich zurück in die Wüste? Zwar lebte ich in Höhlen; ein Stein war mein Lager, das Schlangen umzischten; meine Nahrung der Thau des Himmels und wilde Wurzeln. Ich litt; aber es war ein Elysium gegen diese Hölle.«

Er dachte es; ein tiefer Seufzer brach laut hervor aus der gepreßten Brust; und siehe! in dem Augenblick scholl es in hohen Dome des Saals, wie Nachhall des Donners. Alles schwieg erstaunt. Der Donner verhallte, und man vernahm die Worte: »Stehe auf, Guarino! Vergeben ist Deine Sünde!«

Der Büßende erhob sich, und, o Wunder! gekleidet stand er da, in seiner vorigen Gestalt. Alle erkannten den weit berufenen

Ein-

Einsiedler von Monserrate, der seit sieben Jahren für todt gehalten war. Guarino erzählte nun mit vielen Thränen sein Verbrechen und seine Buße. Die Stimme vom Himmel hatte ihn Gottes Vergebung verkündet; wie hätte denn der Vater der Gemordeten noch Rache üben dürfen?

»Führe mich,« sagte der gebeugte Vater,« führe mich nur hin zu der Stäte, wo Du meine unglückliche Tochter in ihrem Blute zurück ließest, damit ich ihren Gebeinen ein Grab bereite.«

»Weh,« seufzte Guarino, »Du gebeutst mir noch die schwerste der Prüfungen, die der Wille des Himmels mir aufleget. Aber auch diese will ich bestehen.«

Mit Grauen naheten sie sich dem Orte, wo Guarino die Gemordete ließ. Aber wie erstaunten sie, als sie die Verwundete

noch in demselben Zustande fanden, in welchem der Mörder sie verlassen hatte. Noch lebend lag sie da, auf den Boden gestreckt, und Blut entquoll ihren Wunden. Man säumte nicht, sie in ihre Einsiedelei zu bringen, und in kurzer Zeit ward Blanka geheilet.

Sie hatte, so erzählte sie, ihre Sünde bereuet und in dem Augenblick, da sie den Stich empfing, die Mutter des Heilandes so inbrünstig angerufen, daß diese sich ihrer erbarmte und sie auf eine so wunderbare Weise erhielt.

Zur Dankbarkeit gegen ihre Erhalterin ließ sie an dem Orte, wo Guarino sie ermorden wollte, eine Kirche und ein Kloster erbauen. Tausende beten hier seitdem zu der lieben Frau zu Monserrate, und der ganze Felsen wimmelt von Einsiedlern, die

sich an Guarino's schrecklicher Geschichte erbauen. Wohl oft denket mancher: würde das Schicksal mir eine Blanka zuführen, sicher wollte ich sie nicht morden.

XII.

Odilia.

Ich machte einst, in Begleitung einiger Freunde, von Straßburg aus eine dreitägige Reise in die Gegend umher. Dreißig Jahre verliefen seit dem. Aber die Erinnerung an diese Fahrt strahlt noch heute so lebhaft in meinem innern Sinn, als das Andenken an die Feuersäule des Münsterthurms, den ich um die nemliche Zeit bis zum Gipfel erleuchtet sah.

Erst thaten wir vom Zabernsteig den großen Blick auf das Lothringer Land; dann gingen wir über Zabern nach Mauersmünster und Molzheim, besuchten dort die Benediktiner, hier die Karthäuser in ihren Klöstern, durchfuhren das angenehme Klin-

genthal, und fanden uns am dritten Tage am Fuß des Odilienberges. Nach einem stündigen Steigen erreichten wir die Ruinen des Schlosses Rathsamhausen, das (so ist die Sage) Rudolph von Habsburg einem seiner Getreuen mit der Erinnerung schenkte, rathsam zu hausen. Damit die Ermahnung ihm stets gegenwärtig bleibe, nannte der Beschenkte die Burg nach des Kaisers Wort, und der Name der Burg ward in der Folge der seine. Viele von der Familie lebten noch damals in der Gegend von Straßburg.

Von dieser schönen Trümmer der Vorzeit stiegen wir empor bis zum Kloster der heiligen Odilia, und immer weiter öffnete sich der herrliche Blick auf die paradiesische Gegend. Außer einer Saat von Dörfern, zählten wir zwölf Städte, die hier deutlich dem Auge sich zeigten. Gern weilte es auf den Trümmern der großen römischen Mauer,

die vor Alters den ganzen Berg umgeben hatte.

Endlich traten wir ein in das, der heiligen Odilia gewidmete, Prämonstratenser Kloster. Der Heiligen Bild war hier zu schauen, von unzähligen Exvoto's umringet. Die Mönche erzählten eine ganze Iliade von Wundern, und zeigten zwei Zuber mit Thränen, die die Heilige weinte. Auch zwei Hölungen waren zu sehn, die ihre Thränen, im Gebet vergossen, in die Erde drückten. Höchlich rühmte man endlich einen Quell, den wir am Abhang des Berges finden würden, Odiliens Thränenquell, welcher Blinden das Gesicht wieder gebe.

»Aber, warum weinte denn die Heilige?« fragte ich, »und warum dürfen denn, vor andern Unglücklichen, die Blinden sich ihrer Hülfe trösten?«

Man war sehr bereitwillig meine Neu-

gier zu befriedigen, und so hörte ich folgende Geschichte:*)

Zu den Zeiten Hilderichs, Königs von Frankreich, lebte hier auf seiner hohen Burg der mächtige Herzog Adalrich, ein jähzorniger, gewaltsamer Herr. Er hatte das Unglück, daß seine Gemahlin Berswinda eine blinde Tochter zur Welt gebar.

»Wozu soll ich,« so dachte er, »dies Kind zu seinem Unglücke aufziehen? Besser, daß es sterbe, als lebe, und nie die Sonne sehe!«

Doch vertraute er vor der Ausführung den schrecklichen Mordentschluß der trauernden Mutter des Kindes. Die erschrockene Berswinda ließ nun nicht ab mit Flehen, bis sie ihres Herrn Sinn wandte.

---

*) S. Königshofens Elsassische Chronik von J. Schilter herausgegeben. Strasb. 1698 4. S. 515. ff.

»So mag die Blinde dann leben!« sagte endlich Adalrich; »aber das schwöre ich, nie soll, so lange ich lebe, das Kind wieder vor meine Augen kommen!«

Berswinda freute sich nur, daß sie ihrem Kinde das Leben erhielt. Ungesäumt schaffte sie dasselbe in das nahe Kloster Palma, und gab ihm eine gute Amme zur Nährerin.

In ihrer Einsamkeit flehte aber die gute Mutter mit heißen Thränen zu Gott, daß er ihrem Kinde beistehe. Der Tugendsamen frommes Gebet fand Gnade vor dem Höchsten.

Zur selbigen Zeit lebte ein heiliger Bischof in Baiernland, Sanct Erhard genannt. An diesen gelangte ein Gebot vom Himmel, daß er über den Rhein gehe nach dem Kloster Palma; da werde er ein Mägdlein, finden, blind von Geburt, die solle er taufen und Odilia nennen.

Gehorsam dem himmlischen Befehle, zog Sanct Erhard ohne Verzug über den Rhein, und fand das Mägdlein, wie ihm verkündiget war. Er taufte es, und sprach: »Odilia ist Dein himmlischer Name.«

Bei diesen Worten that das Kind die Augen auf, und sah mit einem Blicke, in dem der ganze Himmel lag, dem heiligen Wohlthäter ins Angesicht. Und wonnevoll rief der Heilige: »Liebe Tochter, gebe Gott, daß wir mit diesem Blick dereinst uns wieder schauen in ewigem Leben!«

Sanct Erhard erzählte jetzt den staunenden Nonnen den göttlichen Auftrag; und mit doppelter Zärtlichkeit pflegten von nun an die Klosterfrauen des Wunderkindes, und tränkten es mit der Milch der Gottseligkeit. Die kleine Odilia ward früh eine Heilige. Sie widmete sich mit großem Ernst allen Tugenden, verschmähte alle

Hoffahrt, und begehrte allein, dem zu dienen, der sie so wunderbar erleuchtet hatte.

Der Bischof Erhard war indeß wieder in seine Heimath zurückgekehret. Von hier aus meldete er dem Vater Odiliens alles, was geschehen war, und bat ihn, daß er das unschuldige Kind wieder in seine Gnade aufnehmen möge. Aber der Bischof erhielt keine Antwort.

Odilia wandte sich nun selbst an ihren einzigen Bruder Adelbert, und flehte ihn in einem Schreiben, daß er ihr Gnade erwürbe bei ihrem Vater, damit sie einmal mit Freuden ihren Blick zu ihrem Erzeuger aufschlagen könne.

Als der Bruder den Brief der Schwester empfing, trat er vor dem Vater und sprach: »Vater! ich flehe, daß Du Deines Sohnes Bitte erhören wollest.« Da antwortete der Vater: »Bittest Du unziemlich Ding,

so ist es unbillig, daß ich Dich erhöre.« Aber der Sohn erwiederte: »Nein, Vater, es ist eine gar ziemliche Bitte; nichts anders begehre ich, als daß Deine Tochter, meine Schwester, die lang im Elend ohne Trost blieb, wieder in Deine Huld aufgenommen werde, und Deine gnädige Gegenwart genieße!«

Aber der Vater, seines Schwurs eingedenk, runzelte die Stirne und hieß ihn schweigen. Der gute Jüngling ward durch die erste Versagung nicht abgeschreckt. Von brüderlichem Mitleid getrieben, ließ er eines Tages heimlich einen Wagen bereiten, und Odilia nach der väterlichen Burg holen.

Der Herzog saß, von edlen Rittern umringt, auf der hohen Burg, und die zahllos kreisenden Humpen Weines hatten die Köpfe erhitzet. Da erblickte er einen zierlichen Wagen den Berg herauf fahren.

»Kennt Jemand den Wagen?« fragte er.

»Vater, ich kenne ihn, Deine Tochter Odilia ist es!« antwortete schnell der Sohn.

Aber der Vater fuhr auf! »Wer ist der Frevler, der es wagen durfte, sie ohne mein Geheiß zu berufen?«

Was sollte der erschrockne Sohn anfangen? Daß er die Ankunft veranstaltet habe, konnte nicht verschwiegen bleiben. »Zürne nicht, Vater!« sprach er. »Ich Armer berief sie. Ich ertrug es nicht, daß meine einzige Schwester schuldlos fern von uns in Armuth lebe. Habe Mitleid mit ihr, wie mit mir!«

Aber den Vater übernahm der Zorn. Er hob seinen Stab auf, und schlug den Jüngling. Verwundet entwich er; Odilia mußte zurückkehren.

Der gute Adelbert härmte sich dergestalt ob des Vorgangs, daß er erkrankte und starb.

Nun kam zu spät die Reue über den Vater, der sich selbst seiner Kinder beraubt hatte. Er baute bei seiner Burg ein Kloster und büßete durch Fasten und Beten seine Sünde. Vor seinem Ende sah er von ohngefähr in einem nahen Kloster seine Tochter, wie sie einer armen Kranken Speise brachte. Ihr Anblick hatte ihn tief gerührt, und nun schenkte er sein neuerbautes Kloster und alle sein Gut dieser verstoßenen Tochter, mit dem Begehr, daß sie mit ihren Klosterfrauen für sein Seelenheil bete.

Treulich befolgte die leicht versöhnte Odilia des Vaters Auftrag. Sie sammelte hundert und dreißig gottselige Jungfrauen, und diente Gott mit ihnen ihr Lebenlang. Ihre Genossinnen versah sie mit allem, was geistlich und leiblich ihnen frommen konnte. Sie selber aber aß nur Gerstenbrod. Eine Bärenhaut war ihr Bette, und ihr Kissen

ein harter Stein. Ein ewiger Thränenstrom entfloß ihren Augen zur Sühne der väterlichen Missethat. Zum Zeichen, daß Gott ihr Gebet erhöre, erhielten Odiliens vergossene Thränen Wunderkraft. Blinde wallfahrteten zu dem Heiligthume der Blindgebornen, wuschen die kranken Augen mit ihren Thränen, und Gläubige genasen. Odilia gab dem Berge den Namen bis auf den heutigen Tag.

Dies ungefähr war es, was ein Mönch mir erzählte.

Damit, wenn einst die Thränen versiegten, der Blinden Glaube nicht hülflos bleibe, entsprang nach der Weinenden Tode am Abhang des Berges ein Quell von gleicher Wunderkraft. Wir fanden ihn beim Herabgehen, und stärkten durch sein Kristalwasser unsre Augen gegen künftige Blindheit.

Ungleich beschwerlicher, als der Hinauf-

gang, war dieser Niedergang, da der schroffe, rauhe Fels keinen sichern Tritt erlaubte. In schwarzen, graunvollen Bergklüften sahn wir hier und da Einsiedeleien und andächtig Betende. Auch begegneten uns mehrere Pilger mit Stäben und Bettelsäcken und mit entblößten Füßen. Um sich baß zu kasteien, wählten die Bethörten, suchten die rauhesten Wege und färbten, unter kläglichem Geheul und Gesang, mit ihrem Blute den Felsensteig.

XIII.

Graf Huno von Oldenburg, und sein Sohn.

Graf Huno von Oldenburg (so erzählt die Legende) führte mit seiner Gattin Guilla, aus dem Hause Rastedt, ein gottseliges Leben. Aber eine große Prüfung ward über sie verhänget.

Der Kaiser Heinrich III. hatte einen Reichstag nach Goslar ausgeschrieben, zu welchem alle Fürsten, Grafen und Barone Deutschlands geladen waren. Graf Huno, der sich durch sein Alter entschuldiget achtete, erschien nicht.

Gleich waren seine Feinde, die nach seiner Herrschaft trachteten, rege, und der Greis ward

ward als ein Aufrührer angeklagt. Eine neue Ladung erging an ihn, und der Befehl war angehängt, »er solle einen starken Kämpfer mitbringen, der mit des Kaisers Kämpfer nach Friesenart streite.«

Im Vertrauen auf Gott, trat jetzt der alte Huno die Reise an; und ihn begleitete sein Sohn Friedrich.

Friedrich war ein junger, rüstiger Mann. Voll Muthes stellte er sich als den geforderten Kämpfer dar, welcher durch das Schwert seines Vaters Unschuld erproben sollte. Wie staunte er, als er vernahm, des Kaisers Kämpfer, den er zu bestehen habe, sey ein Löwe.

---

*) »Huno wort hart verklagt von etliken Ogendeenern, der de Herrn, leider! gern veel by sik hebben, und desulwegen garne hören,« sagt der Mönch Shiphower, der die Geschichte erzählt. Meibom S. R. G. II. p. 90.

Unwiderruflich war der Spruch. Der tief gebeugte Vater flehte zu Gott, daß er ihm, wie einst dem Abraham, seinen Sohn erhalten möge. Dann that er ein Gelübde, im Fall des Sieges zu Ehren der heiligen Jungfrau ein Kloster zu stiften.

Graf Friedrich aber ging muthvoll zum Kampfe. Sinnreich hatte er ein Gebinde, in Gestalt eines bewaffneten Mannes, mit sich genommen. Indeß der getäuschte Löwe dieß angriff, durchstieß ihm Friedrich die Seite, und verließ als Sieger die Schranken.

Mit offnen Armen empfing ihn der Kaiser, umgürtete ihn mit einem Kriegsgürtel, beschenkte ihn mit einem Ringe und mit verschiedenen Reichsgütern. Dann benetzte er seine Finger mit dem Blute des erlegten Löwen, und zog zum Andenken der Großthat zwei Striche auf des Grafen Schild.

Hocherfreut kehrten Huno und sein tapfe-

rer Sohn wieder in ihre Heimath. Des Gelübdes eingedenk, stiftete der Vater das Kloster Rastedt und begabte es reichlich. Alt und Lebenssatt starb er. Kranke kamen zu seinem Grabe, und wunderbar wurden sie geheilet. Graf Friedrich vollendete den Bau des Klosters, das eines der schönsten der Gegend ward.

Stets auch hatte er im Auge den Schild, welchen des Kaisers Hand mit Blut bezeichnet hatte. Die rothen Balken im gelben Felde wurden das Wapen des Hauses, und sie blieben es bis auf den heutigen Tag.

XIV.

Graf Otto von Oldenburg.*)

Ein alter Oldenburgischer Graf — die Sage nennt ihn Otto — verirrte sich einst bei einer Rehhetze in den öden Sandhügeln, die sich eine Meile von Oldenburg erheben, und den Namen des Osenberges führen. Der Mittag schwülte, und der dürstende Graf brach in den lauten Wunsch aus: »O hätt' ich einen kühlen Wassertrunk!«

Und siehe! es thut sich der Berg auf, und hervor geht eine schöne Jungfrau in herrlichem Gewande. Den blendend weißen Nacken hinab, wallet lang ihr Haar über die Achseln, und ein Kranz zieret ihr Haupt.

*) Hamelmanns Oldenburgische Chronik.

Sie hält einen künstlich gearbeiteten goldenen Becher, wie ein Jägerhorn gestaltet, beut solchen dem Grafen, ladet ihn zum Trinken ein, und ermuthiget ihn durch den Zuspruch: »Scheue nicht den Trunk, Graf Otto! Er wird Dir nicht schaden. Trinkest Du, dann wird es wohl gehen Dir und Deinem Hause, und das Land wird zunehmen und ein Gedeihen haben. Trinkst Du nicht, dann wird — das wisse! — Uneinigkeit Dein Geschlecht zerrütten.«

Otto trank nicht. Er goß das Horn hinter sich aus, und das Nasse, welches das Pferd bespritzte, fraß urplötzlich das Haar weg.

»Gieb mir mein Horn zurück!« rief die Jungfrau. Aber der erschrockene Otto gab seinem Pferde die Spornen und ereilte mit dem Horne die Seinen.

Der Jungfrau Prophezeihung traf ein.

Zwiespalt und Bruderkrieg zerrütteten lange das gräfliche Haus und verwüsteten ihre Besitzungen. Versöhnt ward endlich das Schicksal, da Einer der Nachkommen Otto's den Dänischen Thron bestieg. Das Wunderhorn, das, gleich der Büchse Pandorens, Unheil über die Sippschaft ausgegossen hatten, ward aus Oldenburgs friedlichen Gefilden über die Belte geführt, und die Kunstkammer der Dänischen Hauptstadt heget bis auf diese Stunde das herrliche Kleinod der Vorzeit.

XV.

Der Gott im Kasten.*)

Die Geschichte der Entstehung des Wunderbrunnens zu Blomberg in der Grafschaft Lippe-Detmold, gewährt einen schrecklichen Blick in die Zeiten des Mönchthums und des Aberglaubens.

In der Stadt Blomberg trieben zwei Nachbarinnen gleiches Gewerbe. Die eine verband Fleiß mit Sparsamkeit, und wurde wohlhabend. Die andere verarmte, weil sie faul war, und das Erworbene nicht zu sparen verstand. Neidisch sah diese auf die reiche Nachbarin. »Wie kommt es doch,« so redete sie eines Tages sie an, »wie kommt

*) Piderits Lippische Chronik. Rinteln 1627. Fol.

es, daß Euch alles gelingt, was Ihr vornehmt. Auch ich bin nicht faul, und doch will nichts mir frommen. Eure Arbeit allein kann es nicht seyn, was Euch Glück bringt; Ihr müßt noch ein Geheimniß wissen, wodurch Ihr reich werdet.«

Traulich antwortete die Nachbarin: »Ihr habt wohl Recht, liebe Freundin! Die Arbeit thut es freilich nicht allein. Das gesammelte Gut gedeiht nicht, wenn man nicht einen Gott im Kasten hat. Wer den besitzt, ihm fließt Reichthum zu und Wohlseyn.«

Mein Geheimniß ist: Bete und arbeite! wollte die gute Nachbarin sagen. Aber Adelheit, so hieß die Arme, verstand nicht den Sinn der Rede, oder wollte ihn nicht verstehen. Immer wiederholte sie sich, als sie heim kam: »Kein Gedeihen, ohne den Gott im Kasten!«

»Zu dem könnte ich,« so flüsterte ihr der gemächliche Aberglaube, »zu dem könnte ich wohl gelangen, wenn ich eine geweihte Hostie in meinen dürftigen Kasten brächte.«

Gedacht, gethan. Sie bemerkt sich genau den Ort, wo der Priester die geweihte Hostie verwahrt, läßt sich in die Kirche einschließen, öffnet die Monstranz, und steckt mit bebender Hand die übrig gebliebenen Hostien zu sich.

Am folgenden Morgen kehrt sie in ihre Wohnung zurück, und schließt vertrauensvoll den geraubten Gott in ihren Kasten.

Aber die Hostien wurden bald vermisset. Ein todeswürdiges Verbrechen, ein Kirchenraub war verübet, und die Erforschung des Thäters sollte mit einer Haussuchung beginnen.

Das Gerücht gelangte bald zu Adelheit. Von ihrem bösen Gewissen geängstet, läuft

sie zu ihrem Kasten, nimmt die Hostien heraus und wirft sie ohne Nachdenken in den Brunnen.

Natürlich gingen die Oblaten nicht unter. So viel sie auch im Wasser rührte, sie schwammen oben, und so wurden sie von den herzueilenden Mönchen gefunden.

Adelheit wird ergriffen und zum Feuer verdammt.

Der Brunnen indeß, in welchem die Hostien gefunden waren, ward ein Wunderbrunnen. Der Glaube an die Kraft seines Wassers machte Blinde sehend, Lahme gehend. Es war kein Gebrechen, das nicht dieser Gottesbrunnen hätte heilen können. Aber ihm ward ein Altar gebauet, auf den von allen Orten milde Gaben flossen. Von dem gesammelten Gelde hob sich bald eine Capelle über dem Altar. Die Betfahrten und die Gaben mehrten sich, und so ent-

stand nach wenigen Jahren (1469) das berühmte Kloster zu Blomberg. Die Reformation verjagte die Mönche, und die Wunder des Brunnens hörten auf. Er liegt verschüttet, und nur ein Merkmaal an der Kirchendecke bezeichnet den Ort, wohin Tausende einst, Glaubensvoll, Genesung zu schöpfen, kamen.

XVI.

Graf Uffo und Hilburg.

Die Mönche und Nonnen, welche sich einst die schönsten Flecken der Erde zu ihrem Aufenthalt zu wählen wußten, fanden auch die Gegend an der Oberweser ihrer würdig, und so entstand schon im neunten Jahrhundert das Kloster Möllenbeck, das, am Ausgange des Waldes erbauet, den herrlichsten Blick in das fruchtbare Weserthal gewähret. Möllenbecks Entstehung verhüllt eine dunkle Sage, welche, wie Ossian singt, »das Licht des Gesanges noch nicht bestrahlte.«

Seine Sünden zu büßen, war ein Edler des Landes, Uffo sein Name, in das ge-

lobte Land gezogen. Viele Jahre blieb er dort, und kämpfte gegen die Saracenen. Sein kinderloses Weib, Hilburg, das ihn für todt hielt, baute zum Heil seiner Seele, auf ihres Beichtigers Folkhards Rath, acht Kirchen, und stiftete das Kloster Möllenbeck, bei welchem sich die neunte Kirche erhob. Uffo kehrte nach Verlauf mehrerer Jahre zur Heimath zurück. Auf dem Rückwege träumte ihm, sein Weib habe während seiner Abwesenheit neun Kinder geboren Erschrocken wachte er auf, und unruhig beschleunigte er seine Reise. Er kam an, und siehe! seine Hilburg eilte ihm froh entgegen. »Trauter! sey mir willkommen!« rief sie ihm zu, »wie lange ließest Du mich allein! Aber ich blieb nicht allein. Ich gebar Dir neun Töchter, und sie alle sind Gott geweiht.« Uffo erkannte in des Weibes offenem Blicke ihre Unschuld. Ver-

trauensvoll und ohne weitere Frage rief er: »Weib, Deine Kinder sind auch die Meinen! Ich will sie ausstatten.*)«

---

*) J. Frid. Boclus ad hist. coenob. Mollenb. Rint. 1720.

XVII.

Der Lippische Odüßeus.

Jedes Land und Ländchen hat seine Heroen der Vorzeit, deren Geschichte sich in fabelhaftes Dunkel verliert. So ist es auch in Deutschland. Der Lippische Held ist Bernhard. Gewöhnlich sind es elende Klosterlegenden, die das Andenken der deutschen Heroen erhalten. Der Lippische Ulyß hat dagegen das seltene Glück gehabt, in dem Mönch Justinus einen Homer zu finden, wie man ihn im dreizehnten Jahrhunderte nicht erwartete.*)

*) Justinus war aus Lippstadt gebürtig und hatte durch die Wohlthat des Bischofs Simon zu Paderborn, eines gebornen Edlen Herrn von der Lippe, zu Bremen gelehrten Unterricht genossen. Der Bischof sorgte auch

Graf Bernhard hatte, da er, als ein jüngerer Sohn, Anfangs dem geistlichen Stande gewidmet war, mehr wie gewöhnlichen adelichen Unterricht genossen. Der frühe Tod seines ältern Bruders machte ihn zum Regenten des Landes. Nun ergriff er die rit-

---

für sein weiteres Fortkommen. Justinus ward Canonicus zu Höxter. Zur Dankbarkeit widmete er seinem Wohlthäter ein lateinisches Gedicht zum Preise seines Ahnen, Bernhard von der Lippe, der im zwölften Jahrhunderte, also hundert Jahre vor Verfertigung des Epos, gelebet hatte. Justin schrieb nach der Sitte der Zeit Lateinisch, aber nicht in leoninischen Versen, sondern in ordentlichem elegischem Sylbenmaße mit abwechselnden Hexametern und Pentametern. Die Poesie ist so wenig, als der Styl untadelhaft. Aber sicher haben wir aus dieser Zeit der Finsterniß wenig, oder gar keine dichterische Denkmaale, die so viele Spuren wahrer Poesie zeigen, als dies Gedicht. Mit Recht hat daher der würdige Schätzer solcher Denkmaale, Heinrich Meibom, es (1620) durch den Druck vor dem

ritterlichen Waffen und zeichnete sich auf Turnieren durch Tapferkeit und Freigebigkeit dergestalt aus, daß alles voll seines Preises war. Sein herrlicher Name zog ihm aber den Neid seiner Nachbarn zu. Sie fielen ihm in sein offnes Land, und Bernhard, der Übermacht weichend, floh zum Herzog Heinrich dem Löwen. Durch dessen Hülfe neu gerüstet, kam er, wiewohl mit geringer Heerfolge, zurück. Eine Kriegslist verschaffte ihm den Sieg über seine Feinde. Es erging, als er die Gränze er-

---

dem Untergange geschützet, mit Recht sein Enkel Heinrich Meiboom der Jüngere, es in seiner Sammlung (Scrip. R. G. I. 575.) aufgenommen. Eine deutsche Übersetzung dieses Gedichts machten am Ende des funfzehnten Jahrhunderts die Klosterjungfern des hochadelichen Stifts zu Lippstadt, und überreichten ihr Werk dem Grafen Bernhard, der ihr baufälliges Kloster im bessern Stand gesetzet hatte, zum Beweise ihrer Dankbarkeit.

reichte, auf seinen Befehl ein Aufgebot an das Landvolk, daß ein jeder sein Pflugeisen, Spaden und Rechen glänzend machen, und so gerüstet ihm zueilen sollte. Das auf dies Gebot versammelte Häuflein breitete er aus, und befahl ihm, die Eisen hoch zu erheben, damit sie funkelten im Sonnenglanz. Die vom Feinde ausgesandten Späher hielten die blinkenden Pflugeisen für so viel Schilde, ahneten ein Heer gerüsteter Ritter, und das vom panischen Schrecken ergriffene Heer entfloh. Bernhard war wieder Herr seines Landes.

Zur Sicherung seiner Herrschaft fehlte ihm eine Feste. Um zu Gründung derselben des Kaisers Bewilligung zu erhalten, zog er mit großem Gepränge auf den ausgeschriebenen Reichstag. »Zahllos,« so singt Justin,« zahllos war die Menge der hier zusammenströmenden Großen des Reichs. Ein durch Lage,

Rasen und Blumen anmuthiger ländlicher Ort war zur Zusammenkunft bestimmt. Hier schlugen die Großen des Reichs ihre Gezelte auf, die sich durch Mannichfaltigkeit des Schmuckes und der Malerei unterschieden. Auch die Vornehmen suchten hier Schutz gegen Luft und Sonne; der Geringere weilte unter offenem Himmel. Nun erschien eine Fülle von Speisen, und der Kosten ward nicht geschont. Alle wetteiferten in der Größe des Aufwandes. Jetzt rief der Kaiser die Großen des Reichs, daß sie sich um ihn versammelten, und durch ihren Rath den Zustand des Reiches bessern hülfen. Das ganze Volk drängte sich athemlos hinzu, um den König zu schauen, und jeglicher strebte, vor dem andern den Platz zu gewinnen. Hier glänzten vielfarbig und von köstlicher Kunst zeugend, die Gewänder. Es verband sich das Grün mit dem

Rothe, das Schwarz mit dem Weiß; es wechselten und vereinten sich alle Mittelfarben. Es strahlte Gold, Purpur und Edelstein. Der Kaiser setzte sich auf seinen Thron, grüßte die Kommenden alle, und befahl, daß jeder sich auf den ihm angewiesenen Platz niederlasse. Ihm am nächsten setzte sich das Oberhaupt der Geistlichkeit, dann folgten die Gewaltigen der Erde, ein jeder nach seinem Stande. Ein Theil bereitete sich Sitze auf dem Boden, denn an Sesseln war Mangel; ein Theil ließ sich's nicht verdrießen, stehend den Worten des Kaisers zu horchen.«

Schon war im Angesicht des Kaisers das ganze Volk versammelt; da erschien auch er, den meine Muse singet. Herrlich war sein Kommen, im Gefolge seiner Ritter, die gleiches Gewand kleidete, gleicher Schmuck zierte. Vor ihm tönte das Horn

und die Laute, es lispelte die Flöte, und wechselnd scholl, mit starker Hand geschlagen, die Pauke. Drob staunte das Volk, der Kaiser erstand und forschte nach Kunde, wer und von wannen die Kommenden seyen? Dann grüßt' er auch sie, und sie dankten dem Grüßenden. Zum Niedersetzen geladen, nahmen sie nach des Führers Beispiele ihre Mäntel ab, warfen sie auf die Erde, und setzten sich darauf. Jetzt begann die Verhandlung der Reichsgeschäfte, und erörtert wurden die Anforderungen des Kaisers, bis er bei sinkendem Tage den Aufbruch verstattete. Alle erstanden von ihren Sitzen, es erstanden Bernhard und seine Ritter. Aber sie ließen, so war des Herrn Geheiß, ihre auf die Erde gebreiteten Mäntel zurück, und gingen davon. Des Volkes Ruf mahnte die scheidenden Ritter um die Mitnahme der zurückgelassenen Gewande.

Aber der edle Bernhard erwiederte: »Es ist nicht die Sitte unseres Vaterlandes, daß ein ehrlicher Mann die Sessel mit sich nehme, auf denen er saß.« Deß lachte das Volk; selbst des Kaisers Gesicht verzog sich zum Lächeln, und er winkte Beifall den Rittern. Der zerstreute Pöbel aber entriß die zurückgelassenen kostbaren Mäntel und mancher ging, durch solche Gabe bereichert, von dannen.«

«Am folgenden Morgen erschien, im Kreise der Edeln, Ritter Bernhard mit seinen Gefährten wiederum vor dem Angesichte des Kaisers. Sie waren jetzt mit neuen und kostbaren Kleidern angethan, und vor ihnen tönte, wie Tages zuvor, der Hörner Schall. Feierlich empfing sie jetzt der Kaiser, und verbot, daß sie nach Pöbel Sitte auf die Erde sich setzten. So sehr sie deß sich weigerten, mußten sie auf den ersten Sitzen

unter den Großen des Reichs ihren Platz einnehmen.«

»So vergingen mehrere Tage und jeder schickte zur Heimreise sich an. Freigebig spendete der Kaiser Allen Geschenk, die des Gebers würdig waren. Auch an den Ritter Bernhard erging sein Ruf. Er kam. Mit heiterer Stirne blickte auf ihn der Kaiser und reichte ihm Gaben. »Sie sind zwar gering,« sprach er, »aber größere sind Dir verheißen.« Der Ritter antwortete: »Groß genug ist, was Du mir schenktest, mächtiger Kaiser! Mein Arm ist immer zu Deinem Dienste bereit. Erlaube nur eine Bitte. Das Land, das ich besitze, genüget mir, sofern ich es zu schützen vermöchte. Aber feindlichen Einfällen ausgesetzt, muß ich Beleidigungen dulden und Schaden leiden. Verstatte mir den Bau einer Burg, die das Meine mir sichere.« Der Kaiser gewährte die Bitte.

Am Lippefluß ward nun die Feste gleiches Namens erbauet, und Bernhard trotzte jetzt, durch sie gesichert, den andringenden Feinden.

Obgleich eine fürchterliche Krankheit ihm den Gebrauch seiner Glieder raubte, so war er dennoch bei den Kämpfen gegenwärtig, und ließ sich in einem Tragsessel von Ort zu Ort führen.

Aber in seinen Schmerzen ward doch der Gedanke in ihm lebhaft, daß er der Welt entsagen und, seiner ersten Bestimmung getreu, sich Gott weihen wolle. Wirklich übergab er seinem Sohne Herrmann die Regierung des Landes, trennte sich von seiner Gattin, und begab sich in den Cistercienserorden. Das Kloster Marienfelde war es, das er zu seinem Aufenthalte wählte.

»Welche veränderte Gestalt des Ritters!« singt Justin. »Ein anderer Mensch

ist er an Körper und Geist. Geschoren ist sein Haupthaar bis an die Ohren. Den Körper decket ein weites Gewand, das Haupt eine weite Kutte, rauhe Wolle sticht die Haut; er opfert sich Gott, und liegt aufs neue der lange vernachlässigten Schrift ob. Aber den von Gottesliebe Glühenden dünkt noch geringe das Opfer. Er sehnt sich nach größern Leiden. Als Fremdling die Vatererde zu verlassen, das ist sein Wunsch. Gerne gestattete ihm das sein Vorgesetzter. Er ging nach Dünamünde und bald wählten ihn die dortigen Mönche zu ihrem Abte. Aber er stand so den andern vor, daß er nicht der Erste, sondern von allen der Geringste zu seyn schien.«

»Hier an den Ufern des Baltischen Meeres vernahm er die Klagen aus dem fernen Liefland über die Verfolgungen, welche die dortigen Christen erlitten. Von ihren Lei-

den gerührt, eilte er zu der heiligen Schwelle des Apostolischen Sitzes, warf sich zu den Füßen des obersten Bischofs, und flehte, daß er den Bedrängten ein gnädiger Vater seyn möge. Er fand Gehör, und bewirkte den Entschluß, daß das Kreuz wider die Ungläubigen geprediget werden solle. Bernhard ward zum Bischof der Neubekehrten ernannt.«

Mit Jauchzen wurde nach seiner Heimkunft der neue Bischof von den Mitbrüdern empfangen. Als Kreuzprediger durchwanderte nun Bernhard Deutschlands Gauen, und forderte mit frommer Überredung Hülfe für die Leidenden des Auslandes. Heil verhieß er und Verzeihung der Sünden denen, die das Kreuz nähmen, und den Glauben mit Leib und Gut verföchten. Nicht umsonst war seine Predigt. Viel Gold sammelte er, und Kleider, Früchte und Vieh,

Waffen und Rosse. Von allen Enden flossen gläubige Kreuzbrüder ihm zu, und unter seiner Anführung zogen sie in Haufen nach Liefland. »Obgleich schwach, ging er selbst voran, und blieb ohne Wunden, und schlug die Götzendiener; denn Christus war sein Geleiter.« Nun errichtete er Festen, baute Kirchen und ordnete den Gottesdienst. Die Zartgläubigen nährte er mit der Milch des Christenthums, damit sie zu festerer Kost bereitet würden. Ausgebreitet ward die Ehre Christus, und herrlich blühte der erweiterte Glaube im fernen Norden.

Alt und Lebenssatt starb Bernhard zu Lehal in Liefland. (1220) Sein Körper ward nach Dünamünde gebracht und dort zur Erde bestattet.

Seinen Ruhm suchte Justin durch sein Gedicht der Nachwelt zu erhalten; aber das epische Schifflein gerieth im Sturm des

Mittelalters auf den Strand. Es wieder auf die hohe Fluth zu bringen, dazu gebricht es ihm an Festigkeit. Damit aber der Name des braven Steuermanns unvergessen bleibe, hänge hier dies Votivtäfelchen, das sein Andenken erneuert!

XVIII.

Hast Du denn mehr?

Ein alter Herzog von Baiern pflegte manchmal mehrere seiner Doctoren und Edelleute um sich zu versammeln, und nach altdeutscher Sitte bei der Flasche Bacharacher die Abendstunden mit ihnen zu verplaudern. Mancherlei Materien, die von den festlichen Hofmahlen verbannt sein mußten, kamen dann zur Sprache; die Herzen der Gäste öffneten sich, und bescheidene Freimüthigkeit ward die Tagesordnung. Der Herzog pflegte wohl zu sagen, daß er aus diesen kleinen Gelagen mehr Regierungsweisheit geschöpfet habe, als aus den Ministerialversammlungen des geheimen Cabinets.

Eines Abends, da auch im Kreise Erkorner der Rheinwein winkte, hatte der Herzog sich auf der Jagd verspätet. Als er eintrat, waren längst alle versammelt, und in lebhaften Gespräch begriffen.

»Laßt mich doch gleich Theil nehmen,« sagte der Herzog; »wovon ist die Rede?«

»Ob die Fürsten das Volk glücklich machen können? darüber sprachen wir,« antwortete der Canzler.

»Und was habt ihr denn entschieden?«

»Wir kamen so ziemlich darüber ein, sie könnten wohl manches aus dem Wege räumen, was dem Glücke des Volkes hinderlich sey; aber glücklich machen müßten wir uns selbst.«

»Schon recht,« lächelte der Herzog. »Es ist wohl mit dem Regimente, wie mit der Unterhaltung, der Wirth muß sie nicht lenken, wenn sie von selbst geht.«

Canzler.

Sondern, wie Euer Durchlaucht, in die laufende eintreten, und wenn sie stockt, sie beleben.

Herzog.

Ich habe sogar mitunter gefunden, daß beim Regimente selbst das Wegräumen der Hindernisse nicht immer unbedenklich ist. Die Menschen wollen sich selber helfen. Der Weg, den sie sich durch eigne Kraft durch die Hindernisse bahnen, führt am sichersten zum Glücke.

»O wie wahr!« rief Doctor Canisius, und setzte den schon ergriffenen Humpen wieder nieder. »Ich möchte nur,« fügte er hinzu, »statt des Wortes Glück, Zufriedenheit vorschlagen. Was reden wir armen Sterblichen von Glück? Unterm Monde muß Zufriedenheit uns genügen. Wenn wir nach etwas weiterm streben, so kann

unser Leben nicht anders, als eine Kette von fehlgeschlagenen Erwartungen seyn, und wir leiden schon hier die Marter des Ixion, der statt der Juno, die seine Phantasie sich malte, eine Wolke umarmte.«

»Unser Doctor wird poetisch,« sagte der Herzog. »Aber Recht hat er, bei Gott! Zufriedenheit muß uns genügen. Doch diese Genügsamkeit sich zu erwerben, das, Ihr Herren Doctoren, ist gerade der Stein der Weisen.«

»Wohl wahr!« sagte leiser Canisius, und nahm das volle Deckelglas wieder zur Hand:« und doch liegt der Stein uns so nahe. Genügsamkeit ist der natürlichste Reichthum, sagte schon der weise Sokrates!«

»Weil hier doch die alten Weisen Zutritt gewinnen,« fiel der Doctor Hollaz ein, »so mag auch Meister Aristipp auftreten. Jemand tröstete ihn über den Verlust eines

sei-

seiner Meierhöfe. Ei, antwortete er, ich habe noch immer drei Höfe. Ihr habt nur einen einzigen, und müßt Euch damit begnügen. So wäre dann an mir die Reihe, Euch zu trösten.«

»Recht so!« sprach der Canzler,« der Stein der Weisen wäre dann, daß man immer bedächte, wie viel wir haben, was unser eigentliches Bedürfniß nicht fordert, und was Tausende entbehren.«

»Ha!« rief der Marschall, »so käme es wohl auf den leidigen Trost hinaus: es könnte noch ärger seyn! Tragt doch Ihr, Herrn Doctoren, tragt doch auch den Zug des holländischen Matrosen in Euer Collectaneenbuch ein! Er fiel vom Mast und brach das Bein. »Welch ein Glück,« sprach er zu den Umstehenden, »daß es nicht das Genick war!« Kann der Matrose nicht

neben den sieben Weisen seine Stelle einnehmen?«

»Marschall!« sagte der Herzog,« wenn ihr den achten Weisen habt, so fand ich heute den neunten, und das ist ein Baier. Ich traf auf dem Felde, nahe bei der Wildbahn, einen Bauerknaben, der die Schafe hütete. Er kannte mich nicht. Ich ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein. »Wie viel Lohn bekommst Du?« — «Ich habe Kost und Kleidung.« »Was mehr?« »Sonst nichts!« »Ei,« erwiederte ich, »das ist doch zu wenig.« Der Knabe sah mich an von oben bis unten; dann fragte er schnell: »Hast Du denn mehr?« Die Frage machte mich stumm. So viel Wahrheit in vier Worten hatte ich noch nie gehört. Glaubt Ihr's wohl, daß ich nicht das Herz hatte, dem genügsamen Buben was zu schenken? Ich ritt meines Weges.«

»Nun, bei Gott!« sprach der Canzler,« hätte ich doch nie geglaubt, daß uns so nah ein großer Philosoph zu finden sey!«

»Wahrlich!« riefen alle einhellig, »den Stein der Weisen hätte der gefunden, der anmaßungslos, natürlich und zuversichtlich, wie der Knabe, den Fürsten fragen könnte: hast Du mehr, als Kost und Kleidung?«

Zweites Buch.

I.

Porcia.

Vaterland und Freiheit füllten die große Seele Brutus. In seinem, an Schwärmerei gränzenden, Enthusiasmus zerriß er der Menschheit zarte Bande, und — Cäsar sank. Aber nur zu bald schwand ihm die Hoffnung, daß aus dem vergossenen Blute der Baum republikanischer Freiheit schnell hervorwachsen würde. Rom zerfiel in Partheien, und die unpatriotischen Krieger folgten dem Meistbietenden.

Voll tiefen Unmuths verließ der Getäuschte Rom. Selbst Italien ward ihm verhaßt, und er eilte durch Lukanien nach Velia am Meere, um nach Griechenland überzuschiffen.

Seine Gattin Porcia, die Tochter Kato's, war treulich bis Velia dem Gatten gefolgt. Hier sollte sie sich von ihm trennen, und — so wollte es Brutus — nach Rom zurück kehren.

Ahnung, daß sie ihn nie wieder sehen würde, erfüllte ihre Seele. Aber mächtig kämpfte sie gegen den Schmerz, damit sie nicht des Gatten tiefen Kummer vermehre. Der Augenblick des Abschiedes nahte; noch blieb Porcia stark, und geleitete Brutus bis zum Tempel, welcher dem Hafen nah, am Ufer des Meeres erbaut war. Sprachlos standen sie eine Weile unter den Säulen der Vorhalle, und sahn die Sonne in's Meer sinken, und hörten das nahe Rauschen der Wogen. Jetzt wandten sie sich, und traten durch die offene Pforte in den Tempel. Porcia's erster Blick fiel auf ein Gemälde. Es war An-

dromache's Abschied von ihrem Gemahle, es war die rührendste Scene der Ilias. Andromache, so erzählt Homer, war Hektorn am Skäischen Thore entgegen gekommen, von einer Dienerin gefolgt, die ein zartes Kind, Hektors einzigen Sohn, auf dem Arm trug. Vergebens wandte sie ihre ganze Beredsamkeit an, Hektorn von seinem Entschluß, in die Schlacht zurückzukehren, abzuleiten. Mit stillem Lächeln hatte der Vater indeß auf das Knäblein geschaut. Jetzt streckte er gerührt die Arme nach dem Kinde aus. Aber scheu vor dem Glanze des Erzes, und vor dem flatternden Helmbusch, schrie das Kind, und schmiegte sich an der Amme Busen zurück. Lächelnd legte Hektor den schreckenden Helm ab, nahm dann den Säugling, wiegte ihn sanft in den Armen, und küßte ihn, und flehte zu den Göttern für sein Wohlergehn.

Da gab er das Knäblein der gerührten Gattin zurück.

Den Augenblick, da Andromache das Kind aus des Vaters Arme zurück nimmt, und ihr Thränenmüdes Auge starr auf den nun scheidenden Gatten heftet, den Augenblick hatte der Mahler gefaßt und dargestellet. Den Augenblick hatte der Mahler gefaßt und dargestellet. Ein ewiges Lebewohl bebte in beider Blick.

Und dieser war's, der Porcia durchdrang. Von gleichen Gefühlen unwiderstehlich ergriffen, gebot sie nicht länger dem Schmerz. Ihre ganze Standhaftigkeit wich; sie zerfloß in Thränen.*)

---

*) Plutarch ed. Reiskii V. p. 386. 387.

II.

Arria.*)

Gepriesener sind manche Thaten berühmter Männer und Frauen, und manche doch größer. Das war oft mein Gedanke, und mein gestriges Gespräch mit Fannia bestätigt ihn mir.

Sie, die Enkelin jener Arria, die ihrem Gatten im Sterben Trost war und Vorbild, sie erzählte mir manches von ihrer Großmutter, das nicht so bekannt, und doch nicht minder groß ist. So kam es beim Hören mir vor; und, irr' ich nicht, so wirst Du auch beim Lesen das finden.

Krank war Cäcina Pätus, ihr Gatte; krank ihr Sohn, und beide dem Anschein

*) Plin. epist. III. 16.

nach tödtlich. Der Sohn, ein Jüngling, so schön, als bescheiden, geliebt von den Eltern als Sohn, geliebter wegen seiner andern Vorzüge, — er starb! Sie sorgte für die Bestattung der Leiche, und der Mann erfuhr es nicht. Ja, so oft sie in sein Zimmer trat, ließ sie nicht anders merken, als daß der Sohn lebe, ja, daß es leidlicher mit ihm werde. Und fragte Pätus: was der Knabe mache? so antwortete sie: »er hat Ruhe gehabt; das Essen hat ihm geschmeckt.« Siegte dann der Schmerz, hielt sie nicht länger die hervorbrechende Thräne, dann entfernte sie sich, um sich ganz ihrem Kummer zu überlassen, und auszuweinen. Mit trocknem Auge und erheiterter Stirne kam sie zurück, als hätte sie ihren Verlust an der Thüre zurückgelassen.

Schön ist ihre That, da sie den Dolch

zückte, die Brust sich durchstieß, das Eisen zurückzog und dem Gatten es reichte, mit den unsterblichen, fast göttlichen Worten: »Es schmerzet nicht, Pätus!« Aber Nachruhm, Ewigkeit schwebte ihr vor Augen, da sie das that, das sprach. Wie viel größer ist es, ohne den Lohn der Unsterblichkeit, ohne den Lohn des Nachruhms, die Thräne zu bergen, die Trauer zu verhüllen, und nach dem Verluste des Sohnes noch Mutter zu scheinen!

Scribonian hatte in Illyrien wider Claudius die Waffen ergriffen; er ward getödtet, und der mit ihm verbundene Pätus nach Rom geschleppt. Als er das Schiff bestieg, flehte Arria die Soldaten, sie mit einzunehmen. »Ihr würdet doch,« rief sie, »einem Consularen einige Sclaven »zugeben, aus deren Händen er Speise »nähme, und die ihn beim Ankleiden be-

»dienten. Das alles verricht' ich allein!« Man hörte sie nicht. Da miethete sie ein Fischerboot, und wagte es so, dem großen Boote zu folgen.

In Rom traf sie bei dem Kaiser Claudius die Gattin Scribonians, die ihres Mannes Mitverschworne angab! «Ich »halte es nicht aus, Dich zu hören,« sprach sie, »ermordet ward Scribonian, in Dei»nem Schooße ermordet, und Du lebst?«

Ihr schöner Tod war also, das sieht man klar, nicht rascher, unvorbereiteter Entschluß.

Während der Gefangenschaft ihres Gatten bat sie ihr Schwiegersohn Thraseas dringend, den Sterbegedanken zu entsagen. »Wolltest Du wohl,« sprach er unter andern, »daß Deine Tochter, wenn ich den »Tod leiden müßte, mit mir stürbe?« «Hätte sie,« so war die Antwort der Arria,

»hätte sie so lange, und in solcher Einig-»keit mit Dir gelebt, wie ich mit Pä-»tus, — ja!«

Diese Antwort vermehrte die Besorgnisse der Ihrigen. Sie ward sorgfältiger bewacht. Arria merkte das; »welch eitles Beginnen!« sprach sie. »Wohl könnt Ihr erschweren den Tod, aber ihn hindern, das könnet ihr nicht!« Mit diesen Worten entsprang sie dem Sitz, und stieß mit voller Gewalt den Kopf an die Wand. Sie sank. »Sagt' ich es Euch nicht, Ihr kön-»net den Weg zum Tode nicht sperren? »Den leichteren versagt Ihr, und ich finde »den rauheren!«

Nun, Lieber, scheint Dir dies alles weniger groß, als die Worte: »Es schmerzt nicht, Pätus?« Jenes war es, wodurch sie zu diesem gelangte, und doch ist dieses in Aller Munde, da Fama von jenem

schweigt. Ich komme also auf das zurück, was ich zu Anfang sagte: gepriesener sind manche Thaten, und manche doch größer! —

III.

III.

Zwei weibliche Heroen.

Man sieht täglich, was die Weiber öffentlich sind, das Spiel, der Zeitvertreib der Männer. Ihre hohe Bestimmung, edle Gehülfinnen ihrer Gatten zu seyn, ihre Kinder zu guten Menschen und Bürgern zu erziehen, und, wenn es Noth ist, selbst Bürgerpflicht zu üben, diese leuchtet selten öffentlich hervor.

Durch die Bestimmung der Weiber zur guten Gattin und Mutter, und durch die Übung dieser Pflichten zeigen sie den ächten Bürgersinn, der ihnen eignet. »Das ist das tugendhafteste Frauenzimmer, von dem man am wenigsten redet.« Dies war das Wort eines alten Weisen, ein Wort, das

Rousseau in seinen Werken so oft wiederholt. Man spricht nicht von der Weiber Sitten, so lange diese untadelhaft bleiben. Nur eine Abweichung vom ordentlichen Lebenswandel ziehet die Aufmerksamkeit der Welt auf sich.

Aber gäbe man dem Spruche zu viel Allgemeinheit, würde er nicht falsch werden? würde er nicht zugleich die Heldinnen ihres Geschlechts, die Johanna d'Arc, die Charlotte Corday, würde man nicht die Heldin von Beauvais, Hachette, verdammen?

Ich machte, so erzählte ein Reisender vor einigen Jahren, eine Reise nach der ehemaligen Picardie. Bei meiner Ankunft in der Stadt Beauvais überraschte mich das feierliche Schauspiel eines öffentlichen Aufzuges. Die Procession hatte das Eigne, daß die Weiber der Stadt vor den Muni=

cipalbeamten hergingen. Ich erkundigte mich nach der Veranlassung, und man beurkundete mir folgenden Zug aus der ältern Geschichte.

Es war im Jahre 1472, als der Herzog Carl der Kühne von Burgund die Stadt Beauvais mit einem großen Heere belagerte. Da die Gegenwehr ihn ermüdete, so entschloß er sich zum Sturm. Schon bahnten sich die Kampfgeübten Burgunder, die Sturmleitern in der Hand, über die Leichen ihrer Brüder einen blutigen Weg zu den letzten Verschanzungen. Alles in der Stadt gerieth in Verwirrung und floh. Da stürmt' ein Weib, Hachette ihr Name, den Fliehenden entgegen. Der Zorn entflammte ihre Augen, und verstärkte ihre Stimme. »Ihr flieht!« ruft sie; »habt ihr keinen König, keine Kinder mehr? Feige! Flieht! Ich allein will sie vertheidigen.«

Auf der Heldin Ruf kehrt Muth in die Herzen zurück. Sie folgen dem Weibe und werfen sich aufs neue dem andringenden Feind' entgegen. Aber dreimal zurück geworfen, fliehen sie in verwirrter Flucht abermals in die Stadt zurück, und vergebens sucht Hachette sie aufs neue zu ermuthigen. Um sie tönt das Heulen und Wehklagen der erschreckten Weiber. Ganze Haufen eilen nach den Gotteshäusern. Die einen beten, die andern verstecken ihre Kinder unter den Altären, oder in den Gräbern.

Hachette erscheint. »Ihr winselt,« ruft sie, «da ihr handeln könnet? Die Furcht überlaßt den Männern! Ergreift die Waffen, die sie wegwarfen! Wenn sie Weiber sind, so laßt uns Männer seyn! Folgt mir!«

Wie durch einen heiligen Enthusiasmus ergriffen, rafften die Weiber sich auf; jede

sucht eine Pike, und, Hachette an der Spitze, dringen mit Ungestüm die neuen Amazonen dem Feind' entgegen. Er staunt und wankt.

Schon war die Mauer erstiegen. Eine burgundische Fahne, auf eine Höhe gebracht, flatterte im Winde und diente den Feinden zur Vereinigung. Carl der Kühne deckte selbst sie mit seiner Lanze. Hachette erblickt die Fahne, fliegt dahin, weicht dem auf sie gerichteten Lanzenstoß aus, ergreift und entführt sie. Carl flieht, alle fliehen und Bauvais ist gerettet, durch ein Weib!

Zur Verewigung der That der Beauvaiserinnen, verordnete König Ludewig der Eilfte eine jährliche Procession, in welcher die Weiber den Zug anführen sollten. Hachette erhielt das eroberte Panier zum Geschenk. Die Fahne in der Hand, führte sie, so lange sie lebte, den jährlichen Zug

an; und als sie starb, ward das Siegeszeichen in der Dominikanerkirche über ihrem Grab aufgehängt, wo sie den späten Nachkommen zeuget: Beauvais Retterin war Hachette!*)

Sie war eine zweite Johanna d'Arc. Die Bewunderung mag man den männlichen Schönen nicht versagen; aber mit ih-

---

*) Memoires de Ph. de Comines. Paris 1747. 4. Tom. III. p 203. sq. Hier finden sich auch des Königs Lettres patentes, portant exemtions de droits et impositons pour les habitans de Beauvais; ferner: procession ordonnée en la ville de Beauvais en memoire de la levée du siege et permision aux femmes et filles de preceder les hommes en la dite procession. Das Mädchen, welches die Burgundische Standarte nahm, wird in obiger Beschreibung Jeanne Fourquet genannt. Besungen ist die Heldin in den Mois des edlen Dichters Roucher (II. p. 85 und 147.) Die Gattin dieses Dichters, der unter Robespierre's Tyrannei fiel, stammte von Hachette ab, unter welchem Namen die Retterin Beauvais am bekanntesten ist.

nen sympathisiren kann, selten wenigstens, ein weibliches Herz.

Aber dies weibliche Mitgefühl möchte ich für eine neuere Heldin in Anspruch nehmen. Die erste Geschichte war aus der Königszeit. Die zweite ist aus der Zeit der Republik.

Viele Opfer fielen der Revolution, diesem Ungeheuer, das, gleich dem Saturn, seine Kinder fraß, und — goldne Zeiten verhieß. Aber wenige Opfer waren mir rührender, als die, welche die Familie Desille brachte. Der Bruder gab bei Nanci männlich sich hin, um Bürgerblut zu retten; weiblich opferte die Schwester sich auf für die Schwester.

Einsam und beschränkt und in sich selbst gekehrt lebten nach des Bruders Heldentode, von wenigen gekannt, seine Schwestern in Bretagne, die eine, Mutter von vier

Kindern, die andere, eheloß. Zwar liebte sie einen Jüngling; aber sie verhehlte ihre Liebe, damit er nicht ihre Hand fordre. Wie kann ich, dachte sie, in den Stürmen der Zeit eine Verbindung schließen, die jeder Windstoß zerreissen und mich unglücklich machen kann? Ruhig harrten sie alle der Zukunft, und vertrauten der Vorsehung, die eine National Calamität zuließ, um durch sie vielleicht das Nationalverderbniß zu heilen.

Aber fürchterlich war der Sturm, der bald auch ihre Ruhe störte. Robespierre's Donner rollten über das zitternde Frankreich. Doch weniger zitterte die Bretagne. Das Schrecken, welches der Tyrann verbreitete, stärkte die Bewohner in ihrer kühnen Empörung gegen die Obermacht. Plötzlich erschien ein Befehl, daß dreißig genannte Verdächtige nach Paris vor das

Blutgericht gebracht werden sollten. Unter ihnen war die ehelose Iphigenia Desille. Iphigenia ward dem Kreise der weinenden Ihren ohne Erbarmen entrissen, und nach Paris gefangen geführt. Bei dem Verhör legte man ihr einen Brief, »Desille« gezeichnet, vor, welcher die Bekanntschaft mit einem Königlich gesinnten verrieth. »Ist die ferne Bekanntschaft Verrath?« so fragte man sie. — »Nicht, was aus dem Briefe folgt, sondern ob Du ihn anerkennest, wollen wir wissen.« — »Wohl kenne ich den Brief,« so sprach sie entschlossen; »doch ehe ihr verurtheilet, gebt mir einen Vertheidiger!« Der edle Rechtsgelehrte Chauveau war's, der sie am folgenden Tage im Kerker besuchte, und sich theilnehmend zu ihr setzte, um ihre Vertheidigungsgründe zu hören. »Ich traue Ihnen,« sprach Iphigenia, »daß Sie alles

zu meiner Rettung anwenden werden. Sie haben die Verhandlungen gelesen, was ahnen Sie?«

»Es ist durchaus nichts wider Sie, als der fatale Brief, dessen Unterschrift sie anerkannten,« sagte Chauveau.

»Aber der Brief enthält doch nichts, als daß die Schreiberin einen Verdächtigen kannte.« — »Außer den Revolutionszeiten würde er als unbeweisend verworfen und meine Clientin sofort befreiet werden. Aber« —

»Ich verstehe, und mein Entschluß ist gefasset. Vertheidigen Sie mich mit Muth und Kraft! Ich bin unschuldig; es wird Ihnen nicht an Gründen fehlen, den aus dem Briefe entstehenden Verdacht zu entfernen. Aber mit noch mehr Kraft werden Sie für mich sprechen, wenn ich Sie zuvor über=

zeuge, daß nicht einmal das, was die Tyrannen Schuld nennen, auf mir hafte. Doch schwören Sie mir, daß Sie von den Umständen, die ich Ihnen eröffnen will, keinen Gebrauch machen wollen.«

»Ich begreife Sie zwar nicht; aber ich schwöre es.«

»Wissen Sie dann, nicht ich, meine Schwester schrieb den Brief, der uns den Tod drohet. Kein billiges Tribunal kann uns verurtheilen; aber geschieht es, so will ich für meine Schwester sterben. Ich bin so glücklich, ledig zu seyn; aber vier unerzogene Kinder meiner Schwester fordern ihre Mutterpflicht, und in unseren unglücklichen Zeiten ist ihnen diese Pflege doppelt unentbehrlich. Ich sterbe für meine Schwester!«

Chauveau stand bewundernd da. Er

sah die seltne Entschlossenheit der Heldin, und wagte es nicht, weder sie zur Änderung ihres Entschlusses zu bewegen, noch vor dem Bluttribunale seinen Schwur zu brechen. Das hohe Gefühl der Unschuld erhöhte seine Beredsamkeit; aber Iphigenia ward verurtheilt. Sie starb mit der Entschlossenheit, womit sie sich geweihet hatte.

Chauveau hatte in seinem Eifer zu stark gegen die Blutrichter gesprochen; er selbst ward verdächtig, und nach wenigen Monaten mußte auch er die Blutbühne besteigen. Aber das ihm vertraute Geheimniß nahm er nicht mit in's Grab.

Er entdeckte es noch vor seinem Hingange einem Freunde. »Bewahre es,« sagte er ihm, »bis bessere Zeiten Dir erlauben, dies seltene Beispiel einer weiblichen Aufopferung der Welt bekannt zu

machen, und bei den wenigen Edeln das hohe Gefühl zu wecken, daß auch die neue Zeit ihre Arrias habe.*)«

---

*) Vergl. das Journal: Friedenspräliminarien VII. S. 376.

IV.

Die Versöhnung.

Der Calif Abderam erwarb durch den Glanz seiner Waffen sich den Namen des Siegreichen. Nicht bloß sein Kriegsglück verdiente ihm diesen Namen; er wußte auch, was oft schwerer ist, über die Launen der Weiber zu siegen. Die Schönsten sagt man, sind am leichtesten dieser Krankheit unterworfen. Eine Kleinigkeit entzweite ihn einstmals mit der Schönsten seiner Schönen. Zürnend entfloh Fatime, verschloß sich in ihr Gemach, und schwur bei allen Houris des Paradieses, sie wolle lieber die Thüre zumauern sehen, als sie dem Califen je wieder eröffnen.

Das Haupt der Verschnittenen zitterte über diese Reden, als ob es Gotteslästerungen wären. Er eilte, warf sich zu den Füßen des Fürsten der Gläubigen, und that ihm kund, was die rebellische Sclavin zu drohen sich erfrechet habe. Abderam lächelte. »Geh hin,« sprach er, »und laß vor der Thür der zürnenden Schöne eine Mauer von Goldstücken aufthürmen. Heilig verspreche ich, nicht durch die Mauer zu gehen, es sey denn, daß Fatime, um sich etwa der blinkenden Steinchen zu bemächtigen, sie selbst zerstören sollte.«

Man will wissen (doch hüte ich mich wohl, die Sage zu verbürgen), daß am nemlichen Abend die Mauer verschwand, und der Calif durch das geöffnete Pförtchen in der schnell versöhnten Fatime Gemach schlich.*)

*) Cardonne hist. d'Afrique et d'Espagne II.

V.

Olympia,
oder
Die Lehre des Unglücks.

Beim Vicomte E. war heute der glänzende Zirkel, der erlesenste in der Hauptstadt Frankreichs. Das allgemeine Gewoge der Höflichkeit verrauschte und die Gesellschaft trennte sich allmälig in kleine Kreise, die sich wie absichtlos um die hervorgeschobenen Spieltische dreheten.

Aber die junge Gräfin D. schlug jede ihr dargebotene Karte aus. Mit dem vollen Ausdrucke der Langenweile und des Mißmuths warf sie sich auf die ferne Ottomane, und ein tiefer Seufzer hob den schönen Busen.

Schon

Schon hörte man im weiten Saale nichts mehr, als die einzelnen Laute, die von den Zufälligkeiten des Spieles unwillkührlich hervorgelockt wurden, und in dem kleinen Raum um die Ottomane ward es so heimlich, als in dem traulichsten Gemache.

»Aber sagen Sie mir in aller Welt, was ist Ihnen, liebe Gräfin?« so sprach sich nahend die kleine Marquise G. »Wenn Sie seufzen wollen, welcher Ausdruck des Wehgefühls bleibt dann den wirklich Unglücklichen übrig? Die einzige Tochter geliebter Eltern, die Gattin eines Mannes, den ihr Herz wählte, die Mutter von Kindern, die ihr Freude machen, — die seufzet?« —

Die Zudringlichkeit der Marquise zeigte sich in so milder, freundlicher Gestalt, daß die Gräfin nicht beleidigt wurde.

»Sie halten mich also für glücklich?« sprach sie lächelnd. »Sie glauben noch an Glück? Ich wußte lange, daß das, was man Glück nennt, nur eine Chimäre ist.«

Eine Unbekannte, die schweigend der Unterredung zugehört hatte, nahte sich jetzt mit holdem Ernste der Gräfin. »Nur ein großes Unglück fehlt Ihnen, um glücklich zu seyn,« sagte sie.

»Sie machen mich schauern,« entgegnete die Gräfin. »Aber Sie ziehen mich zu sich. Trügt mich nicht meine Ahnung, so sind Sie die Fremde, von der ich schon hörte, und über die nur Eine Stimme des Lobes ist. — Ja, Sie sind's. Mir ist's, als kennt' ich Sie seit Jahren. Öffnen Sie mir Ihr Herz! Nur ein Unglück, sagten Sie, fehle mir, um glücklich zu seyn?«

»Das sagte ich. O, es ist eine grausame Erfahrung, die mich das lehrte. Viele,

viele fallen beim Überflusse aller Segnungen in die Sattheit des Einerleis. Der blumige Kranz, der sie umschließt, hatte ihnen nicht genug gekostet, und nur an das, was man mit Leiden erlangte, schließt man mit voller Liebe sich an. Tief habe ich das gefühlt, und meines Glückes mich gefreut; aber nicht lange. Ich verlor — ach! was verlor ich nicht? — und — doch fühle ich mich glücklich.«

»Sie reden, wie ein Seneka. Sonst glaubte ich, die Worte der Weisen wären nur — Worte. Aber Ihr Blick, Ihre Stimme macht sie mir zur Wahrheit, auch ehe ich Ihre Geschichte weiß.«

»Ich würde nicht geäußert haben, was ich sagte, wenn ich Ihnen aus meiner Geschichte hätte ein Geheimniß machen wollen. Wünschen Sie's, so erzähle ich sie Ihnen kurz, und gleich hier.«

Alle drängten sich mit edler Neugier um die Unbekannte herum, und sie begann:

„Ich verlebte meine frühere Jugendjahre in Überfluß. Mein Vater war ein reicher Kaufmann in Genua. Mit jedem Jahre wuchs sein Vermögen und mit dem Vermögen seine Familie. Aber von zehen Kindern blieb ich allein am Leben. Auf meine Person sammelte sich nun die Liebe der Eltern, und ich wuchs unter ihren Augen auf, in der Erwartung der glänzendsten Erbschaft. Die Erziehung, die ich genoß, und einige Wohlgestalt hoben noch jene Vortheile. Ich ward der Gegenstand der Wünsche des ersten Adels von Genua. Meine Eltern, die die Wahl hatten unter den vielen, bestimmten mich für den Erben eines der ersten Nobile's. Aber gar anders entschied die Liebe.

Mein Vater hatte in Smyrna ein gro-

ßes Handelshaus, und jedes Jahr kam der Sohn seines dortigen Handelsgenossen in Geschäften nach Genua. Antonio, so hieß der junge Mann, der über das Schicksal meines Lebens zu entscheiden bestimmt war, Antonio gewann mich lieb. Dieselbe Neigung glühte auch in mir, und unsre Herzen waren auf ewig verbunden. Antonio nährte geheim die Flamme, die ihn verzehrte. Er, traurig und ehrfurchtsvoll, ich, furchtsam und verlegen, so blieben wir entfernt, und wurden beide das Opfer einer siegenden Leidenschaft. Der schöne Frohsinn des Jugendalters entwich, und an seine Stelle trat der ernstere Charakter wahrer Leidenschaft, die aus Aug' und Miene sprach.

Antonio mußte nach Smyrna zurück. Mit dem großen Geheimnisse seines Herzens beladen, schied er. Es fehlte ihm an Kraft, sich mir zu entdecken.

Ich tadelte, ich haßte ihn fast wegen dieser grausamen Zurückhaltung. Ich zerfloß in Thränen. Thränen der Empfindlichkeit, des Unmuths, des Zorns glaubt' ich zu weinen; Es waren Thränen der Liebe.

Ein Billet, das mir auf einem Spaziergange ein Knabe zusteckte, überraschte mich in diesem Zustande. Ich verbarg es, ich eilte auf mein Zimmer, und erfuhr, was ich schon wußte. Mit Flammenschrift stand es da: er liebte mich. — »Und doch konnte er mich verlassen, sich mir entreissen, sich dem Meer anvertrauen, ein Jahr lang von mir entfernt seyn! Nie vielleicht seh' ich ihn wieder, und der Unglückliche erfuhr nicht einmal, daß ich ihn liebte.«

So wogte es in meiner Seele. Ich erkrankte. Die Zärtlichkeit meiner Eltern rief mich in's Leben zurück, mehr noch ein zweiter Brief Antonio's. Die Flamme wah=

rer Liebe lodert nur höher durch die Entfernung. Er brannte vor Ungeduld, zu erfahren, ob er hoffen dürfe, ob Leben oder Tod sein Loos sey?

Wie hätte ich ihn tödten können? Ich opferte mich ihm auf und schrieb, daß ich für's Leben die Seinige sey.

Achtzehn Jahre war ich alt, als ich so über mein Schicksal entschied, zu einer Zeit entschied, da mein Vater ernstlich darauf dachte, mit dem Genuesischen Nobile mich zu verbinden. In ähnlichen kritischen Lagen pflegen sich die Leichtsinnigen unsers Geschlechts in ein Geheimniß einzuhüllen. Sie weinen, und entfernen die verhaßte Ehe, die ihnen vorgeschlagen wird. Schon ist dann die Liebe verrathen, und das Ende ist, daß sie dem Manne die Hand geben, den sie Anfangs haßten.

Ich war aufrichtiger. Freimüthig ent-

deckte ich meinen Eltern mein Herz, und den Schritt, wozu es mich hingerissen hatte. Ich wußte es, wie zärtlich sie mich liebten, und um so unerwarteter war mir daher ihr Zorn, in den sie beim Namen Antonio ausbrachen.

»Der junge Mann ohne Glücksgüter, ohne Ansprüche, der sollte in die Stelle des Enkels eines Doge treten? Das sey ferne!« rief mein Vater. Seine reizende Figur, sein warmes Herz, seine reine Liebe, alles, was ihn mir schätzbar machte, galten ihm nichts. Er schrieb an den Vater Antonio's, meine Verbindung mit dem Genueser sey unwiderruflich, und er möge seinen Sohn, der eitle Ansprüche an mich mache, nicht wieder nach Genua schicken.

Ich mußte meine Mutter auf's Land begleiten. Wir bezogen eine Wohnung am Fuß der Bochetta. Die Rauhigkeit der

Berge und die Unmöglichkeit, hier Nachrichten von Smyrna zu erhalten, sollten mich, hoffte man, von meiner noch jungen Leidenschaft heilen. Aber vergebens. Die Einsamkeit erhöhte nur die Liebe und umringte sie mit einer süßen Schwärmerei, die mein einziger Trost war.

Eines Tages, da ich meinen Lieblingsspatziergang besuchte, und auf einer Höhe der Bocchetta dem Rauschen eines Wasserfalls horchte, sah ich fern einen Mann einsam den Hügel hinanklimmen. O wäre er's! so flüsterte mir gleich das bedrängte Herz; und Thränen füllten das dämmernde Auge. Er war's! Antonio war's. Er selbst lag zu meinen Füßen; ich netzte ihn mit meinen Thränen. »Noch einmal, Olympia! noch einmal mußt' ich Dich sehen!« stammelte er. »Nach Barcellona geht meine Reise. Dahin sendet mich mein Vater.

Aber hieher treibt mich mein Herz. Von Dir selbst muß ich hören, ob ich auf immer Dich lassen soll.«

Ihn verbannen, den innig Liebenden, wie konnt' ich das? Er war Zeuge meiner Gefühle, die ganz in die seinigen flossen. Wir fühlten uns glücklich, wie es Sterbliche seyn können. Wir vergoßen die Welt; nur nicht die Tugend, die uns heilig blieb. Wir vergaßen die Welt: wie hätten wir der Dämmerung gewahren sollen, die sich allmälig um uns verbreitete?

Unbemerkt von uns hatte lange meine Mutter in der Nähe geweilet, und war die Zeugin unserer Herzensergießung gewesen. Jetzt entdeckte ich sie. Mit einem Schrei erhob ich mich und sank in ihre Arme.

»Leichtsinnige!« das war das einzige Wort, was sie mir sagte. Aber dies ein-

zige Wort, mit Mutterernst gesprochen, und das tiefe Schmerzgefühl, das Stirn und Aug' umwölkte, brachte mich zur vollen Erkenntniß meiner Pflicht. »Leichtsinnige!« noch tönt das Wort in meinem Innern wieder. Ich folgte der Mutter zurück in die Wohnung; doch nicht ohne den Blick nach Antonio zu wenden. Von Pflicht durchdrungen, folgt' ich ruhig, so lang ich Antonio noch erblickte. Als er aus meinen Augen schwand, da siegte wieder die Leidenschaft. Mit Erbarmen sah meine Mutter auf den Kampf, dem ich erlag. Kein Weib sieht ohne Rührung die Qualen eines Weibes, wenn Liebe sie schuf. Ist das Weib Mutter zugleich, o dann erbarmt sie sich, und hilft.

»Wo blieb Antonio? Ist er an's Meer zurückgegangen? Treibt ihn die Verzweiflung im Gebirg' umher? Was wird aus

ihm, was aus mir werden? »Diese Gedanken trieben mich wild umher und kein Schlaf senkte sich auf meine Augenlieder. Die gute Mutter theilte meine Unruhe. Früh Morgens erstieg sie einsam die Höhe, wo sie mich von Antonio getrennet hatte. Sie fand ihn nicht. Aber ein Ziegenhirt erzählte ihr, ein Mann mit irrem Blicke sey von Sardinischen Soldaten, die ihn für einen Spion gehalten, aufgefangen und nach Alexandrien gebracht worden.

Meine Mutter zweifelte keinen Augenblick, Antonio sey der Gefesselte. Mit der innigsten Theilnahme sank sie mir an den Busen, entdeckte mir den unglücklichen Zufall und versprach ihre Hülfe, ihn zu befreien. Ich, wunderbar! ich mußte sie trösten. »Er lebt; er ist nicht über Meer; er ist mir nah; er weckt die innige Theilnahme der Mutter; er wird mein seyn!«

Das waren die lichten Gedanken, die das Dunkel meiner Seele erhellten.

Meine Mutter hielt ihre Zusage. Sie hatte Verwandte in Alexandrien. Ihnen schrieb sie auf der Stelle, und leicht erhielt sie für den Sohn des Handelsgenossen ihres Gemahls die gewünschte Entlassung. Nach vier Tagen der quälendsten Unruhen kam Antonio selbst, seiner Befreierin zu danken. Er war nun gleichsam das Geschöpf meiner Mutter, und, o der Wonne! ich empfing ihn aus ihren Händen. Die Gefangenschaft, die er, um mich zu sehen, erduldet hatte, machte ihn in meinen Augen noch liebenswürdiger. Meine Mutter fühlte es tief, ich könne nicht glücklich seyn ohne ihn; und so ward fest ihr Entschluß, meines Vaters Widerstand zu besiegen und uns zu vereinigen. Nie vergeß' ich die Worte, die nach den ersten Stürmen der Leidenschaft

sie uns sagte: »Meine Kinder!« sprach sie, »denn lieber Antonio! von diesem Augenblick an giebt mein Herz auch Dir diesen Namen; Ich bin Eure Vertraute, Eure Freundin! Eure Mutter bin ich; dieser süße Name fasset alles in sich. Immer möcht' ich Euch bleiben, was ich jetzt bin. So vertraut Euch mir denn ganz! Leiten will ich Eure Unerfahrenheit, und Eure Tugend befestigen. Ihr sollt mir Euer Glück verdanken. Aber Ihr müßt meine Stimme hören und ihr folgen. Eile, Antonio, Deines Vaters Geschäfte in Barcellona zu vollbringen. Während Deiner Abwesenheit such' ich Olympia's Vater für Dich zu gewinnen. Denn vergiß nie, daß Du nur aus seiner Hand meine Tochter empfangen kannst. Ich entlasse Dich mit der heiligen Versicherung, daß Du eine treue Freundin zurücklässest, die für Dein Wohl sorget. Denn Dein

Wohl, das fühl' ich, ist auch das Wohl meiner Tochter, und das meinige. Die Trennung ist schwer, Antonio; aber unerträglich nicht, wenn Liebe und Hoffnung und der Mutter Seegen die Geleiterinnen sind.« So sprach sie. Der Ton ihrer himmlischen Stimme schallt noch in meinen Ohren.

Antonio verließ uns und folgte seinem Berufe. Meine zärtliche Mutter hielt, was sie versprach. Sie lockte meinen Vater in die Einsamkeit der Borchetta, wo fern von Genua's Palästen der Ehrgeiz in der großen Natur sich verlor, und Raum gab dem Menschensinn. Hier ertrug er's, als meine Mutter mit ihm erst von dem nicht zu besiegenden Widerwillen redete, den ich gegen seinen Genuesischen Nobile hegte; hier ertrug er's, daß der Name Antonio wieder vor ihm genannt wurde. Und —

(unvergeßlich bleibt mir die Scene) als wir eines Abends im Anblick des Kataraktes an der Stelle saßen, wo Antonio mich überraschte, da wagte meine Mutter den Ausruf: »Du vermagst nicht, den Sturz des Wasserfalls zu hemmen; und hemmen wolltest Du die gewaltige Leidenschaft, der eine höhere Natur ihre Bahn vorzeichnet? An dieser Stelle sah ich sie in ihrer Kraft.« — Jetzt erzählte sie, wie Antonio's Liebe sich den Weg zu mir bahnte, wie er für mich ein Gefangener ward, wie er folgsam seinen Beruf erfüllte. ›Antonio ist ein edler Mann! Willst Du Deiner Tochter Glück, so gieb ihr den Jüngling!« Ich hing an des Gerührten Halse, meine Thränen netzten seine Wangen; besiegt war der Vater, und ich — die glücklichste Sterbliche.

Antonio führte seines Vaters Geschäft mit Glück. Durch ihn ward er nach weni-

wenigen Jahren der reichste Kaufmann im Archipel.

Antonio ward mein. O Sie, zu der ich rede, ohne Kampf erhielten Sie den Mann, den Sie liebten. Sie fassen nicht das Entzücken, das nach so viel Stürmen glückliche Tage gewähret. Sie fassen nicht die Wonne, die uns durchströmte, als nun in ruhigem Vereine, den die Ehe vergönnt, Antonio und ich die Stellen suchten und fanden, die unsre Liebe heiligte. Stundenlang ruhten wir am Hügel der Bocchetta im Anblick des Wasserfalls, dem Bilde unsrer siegenden Liebe; und nie wurden wir müde, unsers Lebens kleinste Begegnisse zu wiederholen, denen die Liebe Werth gab.

Zwei Jahre verliefen so im vollen Lebensgenusse; denn auch nicht an dem Segen, der ihn vollendet, gebrach es uns. Ich ward Mutter eines Kindes.

Aber ach! wie kurz dauerte unser Glück! Die Erinnerung hat mich so sehr mit meinem Unglück befreundet, daß ich's Ihnen nicht blos mit trocknem Auge, nein, mit anscheinender Kälte erzählen kann, als läse ich ein Zeitungsblatt.

Mein Gemahl ward von dem Genuesischen Nobile, der um meine Hand warb, und den ich verschmähte, ermordet. Man brachte mir die blutige Leiche, und ich überlebte es. Noch knüpfte mich mein Kind, das Ebenbild des Vaters, an's Daseyn, und die Zärtlichkeit der besten Mutter hielt mich aufrecht. Meine Seufzer fanden ein williges Ohr, und die mütterliche Theilnahme linderte meinen Schmerz.

Aber es war meine Bestimmung, daß ich alles Trostes, aller Güter, aller Freuden des Lebens beraubt werden sollte. In weniger als sechs Monaten verlor ich mit

Antonio meinen Vater und mein Kind. Meine Mutter blieb mir; aber auch sie sah ich sterben in meinen Armen; und, was mein Mißgeschick vollendete, ich verlor meinen Reichthum. Meines Vaters großes Gut war verschwunden, als man nach seinem Tode das Chaos entwirret hatte.

Arm verließ ich die Borchetta, und flüchtete in die Provence, wo ich nahe bei Entrevaux von den geretteten Überbleibseln eines großen Vermögens lebte. Wie alles erschöpft war, verließ ich auch diese Gegend, und wanderte mit veränderter Kleidung, in der Absicht, durch Mägdedienst mein Brot zu erwerben, in die Gegend von Antibes. Als ich hier unter einem Olivenbaume ruhete und meine Thränen flossen, nahte sich mir ein guter Pfarrer, der mich beobachtet hatte. Er erbarmte sich meiner, und führte mich in seine Woh-

nung in der Nähe des Meeres. Getreulich diente ich ihm. Der trefliche Charakter des Mannes erleichterte mir die Mühseligkeit des ungewohnten Geschäftes. Er war ein praktischer Philosoph, wie ich ihn nie gefunden hatte. Das Unglück war mein erster Lehrer gewesen. Der zweite ward der gute Pfarrer. Meine ernste Melancholie schien ihm Anfangs Furchtsamkeit zu seyn; die kleinen Kenntnisse, die ich meiner Erziehung dankte, schrieb er meiner natürlichen Fähigkeit zu. So wie ich mit töchterlicher Zärtlichkeit ihm diente, so liebte er mich wie ein Vater. Ich speisete mit ihm; ich war die Freundin seiner Freunde. In der ganzen Gegend genoß ich die allgemeine Achtung. Meine Entfernung von Tanz und andern rauschenden Vergnügungen flößte vielen eine Art von Verehrung für mich ein. Kurz, ich begann bei diesem

tugendhaften Manne ein neues Leben, und ächte Religiosität durchdrang meine Seele. Ich erhob mich allmälig zu dem hohen Ziele der Ergebung, und ich fühlte mich frei in der Dienstbarkeit.

Selten nur flossen noch Thränen, dieser letzte Tribut, den ich der Erde zollte. Aber nicht unbemerkt von dem weisen Pfarrer flossen die Thränen. Er beobachtete meine unwillkührlichen Seufzer; er hatte ein Ohr für den Ton des Schmerzes, den großes Leiden auf immer der Stimme mittheilet. Alles überzeugte ihn endlich, daß ich nicht für den Stand geboren sey, dem ich mich gewidmet hatte.

»Ernestine!« (dies war der Name, mit dem er mich nannte) »Ernestine!« so redete er eines Tages mich an, »Du hintergehest mich. Du bist nicht für die Dienstbarkeit geboren. Aber Dein Stand ist Dein Ge-

heimniß. Fern sey's, daß ich die Entdeckung fordern sollte.«

»Und doch,« erwiederte ich, »und doch, edler Mann! sollen Sie das Geheimniß wissen, was Sie nicht von mir fordern. Ihrer Großmuth bin ich die Entdeckung schuldig. O, ich bin Ihnen mehr schuldig, als Sie glauben. Ich war unglücklich; und nicht nur Trost fand ich bei Ihnen; ich fand einen noch ungekannten Weg zur Glückseligkeit. Nur Ihnen brauchte ich zu folgen, und er war gefunden. Ich hätte sterben mögen, und Sie haben mir wieder Liebe zum Leben eingeflößt.« Mit diesen Worten sank ich dem ehrwürdigen Mann in die Arme. Er hörte mit inniger Theilnehmung die näheren Umstände meines Lebens; und ich ward aus der Dienerin seine Vertraute. Ich fuhr fort, mich durch seine Handlungen zu erbauen, durch seine Reden

meinen Geist zu erhöhen, und jedes Ereigniß des Lebens als Schickung der Vorsehung zu verehren, die alles zum Guten lenke.

Aber ach! auch diesen, auch meinen zweiten Vater entriß mir der Tod. Ich senke mein Haupt, ich erſticke meine Klagen und bete den an, der auch dies über mich verhängte. Ich habe meinen Beschützer verloren; aber seine Lehren leben unvertilgbar in meinem Innern. Er machte es mir zu Pflicht, seinen mäßigen Nachlaß anzunehmen. Die Versagung würde ihn gekränkt haben. So erfüll' ich denn durch den Gebrauch des Seinigen den Wunsch des Gestorbenen, und harre des Augenblicks, der mich mit ihm, mit meinem Antonio, mit meinen Eltern, mit meinem Kinde wieder vereinen wird. Ohne Ungeduld und ohne Furcht harre ich des Augen-

blicks. Kein Vorwurf stört die Ruhe meiner Seele: denn mein Herz sagt mir's, als Tochter, als Gattin, als Mutter und Freundin habe ich meinen Beruf erfüllt.

Da hörten Sie die Geschichte meines Lebens. Eine Schwester meines Wohlthäters, die durch äußere Bildung, wie durch Adel der Seele sein Andenken mir erneuert, zog mich nach Paris, und ich finde, daß man nirgends einsamer leben kann, als in einer großen Stadt. Diese Freundin auch zog mich in diese Gesellschaft. Ich wußte nicht, und gewiß wußte sie selber nicht, daß wir in einen so großen Zirkel eintreten würden. Doch mein Hierseyn würde mich nicht gereuen, wenn ich Sie, meine schöne Unzufriedne! durch die Erzählung meiner Geschichte zum dankbaren Gefühle des Glücks, was Sie genießen, erweckt hätte. Ihre Eltern leben, Ihr Gatte lebt, Ihre

Kinder leben; keine Sorge der Nahrung drückt Sie; alle Quellen des reinsten Gefühls sind Ihnen offen; und Sie sind unzufrieden! O möchte mein erstes Wort, was ich Ihnen sagte, nie wahr werden: Nur ein großes Unglück fehlt Ihnen, um glücklich zu seyn!«

Olympia endete. Ihre Geschichte, noch mehr die sanfte Bestimmtheit ihres Vortrages und die Beredsamkeit ihrer Mienen wirkten mächtig auf den kleinen Zirkel, in dem sie redete, am meisten auf die Seelenkranke Gräfin. Sie schloß sich fester an die Fremde, die bald ihre Vertraute ward. Olympia, um sie von der Langenweile zu heilen, führte sie auf den Weg der Beschäftigung und ernster Pflichterfüllung. Oft gestand sie seitdem: »Um mich der Sattheit und der Langenweile zu ent-

reissen, um mich mit dem Daseyn zu versöhnen, mußte das Schicksal mir ein großes Unglück, oder — eine Olympia senden.«

VI.

Ernestine.

Ernestine war schön Ihre Eltern freueten sich nicht blos, wenn andre ihr das sagten: sie stimmten selbst mit ein; sie waren die ersten Bewunderer der Tochter; sie nannten sie die Krone unter den Schönheiten der Stadt.

Ernestinen fehlte es von Natur nicht an Geist; geläufig war ihre Sprache, angenehm der Ton ihrer Stimme. Was sie sagte, konnte unterhalten und gefallen. Aber jeder Funke des Witzes, der ihr entsprühte, war ihren Anbetern eine leuchtende Flamme. Sie umringten sie als ein Wunder der Natur. Wie konnte es anders

seyn, als daß aus der gelehrigen, sanften, bescheidenen Ernestine, ein anmaaßendes, stolzes Ding ward, daß mit schneidenden Phrasen über alles absprach, und alles thöricht fand, wofür sie nicht empfänglich war.

Liebe kommt nie in eines solchen Mädchens Herz. Zu siegen, und den Besiegten in Verzweiflung zu setzen, das ist ihr grausames Spiel.

Gustav war einer der Geängsteten, den sie im Zauberkreise ihrer Schönheit gefesselt hielt. Lange ertrug er ihre Launen, ihren Hohn, ihren Übermuth. Auch er riß sich los, und wandte sich an die Schwester der Schnöden.

Nicht schön war Erosine. Aber ihre Güte des Herzens, ihre Sanftheit, ihr immer gleicher Charakter, ihr gesunder Verstand gewannen ihr Aller Achtung und Liebe. Mit Freundlichkeit nahm sie Gustav

auf; aber die Sprache der Zärtlichkeit wollte sie nicht hören. In der Überzeugung, daß sie diese Eroberung nur dem Unmuth über das Betragen der Schwester zu danken habe, wieß sie den Liebhaber an die Schwester zurück.

Gustav ließ nicht ab. Er betheuerte, daß das Band, das ihn an Ernestine geknüpft habe, auf immer gebrochen sey. »Wohl mir,« rief er, »daß die Täuschung verschwand! Der Schleier fiel; und statt der gefallsüchtigen Ernestine, ist nur die gefühlvolle Erosine mit theuer»

In dem Augenblicke trat Ernestine, die die letzten Worte gehört hatte, in das Zimmer. Ohne die Schwester nur anzusehen, warf sie einen ihrer stolzen Blicke auf Gustav, und wähnte, reuig würd' er gleich zu ihren Füßen sinken. Aber Gustav fuhr fort zu Erosinen zu reden. »Ich wieder-

hole, was ich sagte,« sprach er, »und Ihre älteste Schwester mag Zeugin seyn, daß ich's aufrichtig meine. Ja, ich trug einst Ernestinens Ketten; aber sie waren mir zu schwer; ich seufzte unter der Last; hätte sie mich auch geliebt, ich wäre unglücklich gewesen. Aber Ernestine wird ewig nur sich lieben. O Erosine! es ist Bedürfniß meines Herzens, mit dem sanften Gefühle, mit der bescheidenen Vernunft zusammen zu leben; und diesen Schatz finde ich bei Ihnen. Ich beschwöre Sie, seyn Sie die Meine!«

Ernestine ward bestürzt; aber sie wußte sich zu fassen: »Unbeständiger! Flatterhafter!« so unterbrach sie ihn. »So willst Du auch dies junge, unbedachtsame Mädchen mit Deinen Betheurungen hintergehn? O es ist die nemliche verführerische Sprache, die auch ich so oft aus Deinem Munde hörte.«

»Ich Erosine hintergehn?« versetzte Gustav. »Ich flatterhaft? Ach Erosine! meine Flügel sind gebunden. Können Sie mein seyn, so beschleunigen Sie doch den Tag unsrer Verbindung! Er wird der schönste meines Lebens seyn.«

Ernestine vermochte nicht, mehr zu hören. Sie trocknete einige Thränen, die der Unmuth hervordrängte, und entwich.

Gustav war der liebenswürdigste von Ernestinens Anbetern. Könnte eine Gefallsüchtige lieben, ihn hätte sie geliebt. Nun sah sie ihn ihrem Netz entschlüpfen; sah ihren Geist, ihre Schönheit, ihren Stolz tief gekränkt. »Ich sollte mir ihn rauben lassen von der Jüngern? Ich will ihn lieben; er muß wieder mein seyn!« So dachte sie und von dem Augenblicke an war sie nicht mehr dieselbe. Sie, die Gustav floh, wenn er ihr folgte, sie war

jetzt die Suchende. Er wich ihr nicht aus. Er hörte sie an. Sie umgab ihn mit ihrem vollen Glanze. Alle ihre Reize wurden aufgeboten, ihn zu blenden; das Gaukelspiel ihres Geistes ward in Bewegung gesetzt, um ihn hinzureißen; das Gewicht ihres Ansehens gesammelt, um auf's neu' ihn zu ihren Füßen zu werfen. Gustav blieb gleichgültig. Sie ließ von ihrem Stolz ab, sie erniedrigte sich, sie ward das Bild der Leidenschaft, die die flehende Arme hebt und um Gnade bittet. Gustav blieb gleichgültig.

Jetzt wechselte sie den Ton; sie ward eine Dido, eine Medea. Gustav sah voll Mitleid auf sie herab und trauerte, daß menschliche Schwachheit dahin führen könne. Sein Schweigen erbitterte die Unglückselige nur noch mehr, und auf die Schwester warf sie jetzt ihren ganzen Zorn.

Die

Die sanfte Erosine ertrug nicht das Zürnen der Schwester. Sie zerschmolz in Thränen. Obgleich unschuldig, flehte sie um Gnade, und nur das Versprechen, daß sie Gustav nie wieder sehen wolle, gewann ihr Verzeihung.

Aber es war ein Versprechen, in das ihr Herz nicht gewilligt hatte. Geheim gestand sie sich's, daß sie nicht ungerührt geblieben war, und daß sie den wieder sehen müsse, der mit so festem Sinn um sie warb. Sie sah ihn, — und Zittern überfiel die Arme. Sie wandte den Blick und weinte. Für Gustav war dies ein Räthsel, bis Erosinens Geständniß, welch ein Versprechen ihr von der Schwester entrissen sey, es schrecklich lösete. »Ich habe es versprochen,« sagte endlich die Weinende, «und ich will halten, was ich versprach. Gustav! entsagen auch Sie einer Neigung, die uns

beide unglücklich machen würde. Aber indem wir der Liebe entsagen, lassen Sie der Freundschaft uns treu bleiben. Lieber Gustav! Ernestine war's, die Ihnen die erste Liebe einflößte: sie hat Ansprüche an Ihnen; schenken Sie ihr auf's neu Ihr Herz, und seyn Sie glücklich! Da Sie mein Gatte nicht seyn können, seyn Sie doch mein Bruder!«

»Erosine!« rief Gustav. »Sie lieben mich! Das schöne Geständniß hört' ich aus Ihrem Munde. Sie lieben mich, und können mich verlassen? Nein, Sie verlassen mich nicht. Ihre stolze Schwester ist's, die Sie mir entreißt. Aber sie soll mir Sie nicht entreißen. Sie sind mein, und die Einwilligung Ihrer Eltern soll das Band befestigen.«

Mit diesen Worten zog Gustav Erosine mit fort. Wie erstaunte er, als er Er-

nestinen bei den Eltern fand. Aber Gustav ließ sich nicht stören. »Sie kennen,« sprach er zu den Eltern, »Sie kennen die Neigung, die bisher mein Herz erfüllte. Ja, ich liebte Ernestinen. Aber ihr hochfahrender Sinn hat mich zurück geschreckt. Erosine ist mir lieb geworden, und ich weiß, sie ist mir nicht abgeneigt. Bei den Eltern bitt' ich um Erosinens Hand.«

Die feste Erklärung setzte die Eltern in Erstaunen. Aber wer beschreibt Ernestinens Erschütterung? Sie wollte reden, und Thränen erstickten ihre Worte. Sie entfärbte sich; in alle ihre Bewegungen kam Ungestüm, jeder Reiz entwich; die Eltern erkannten nicht mehr ihre Tochter. Sie hörte nicht der Mutter Zuspruch; den Vater, der sie in seine Arme schließen wollte, stieß sie zurück; die nahende Schwester entfernte sie mit drohender Geberde; Gustav wollte den

Mund öffnen; aber ihre aufgehobenen Hände hießen ihn schweigen. Die höchste Anspannung folgte auf diese Gemüthsbewegung. Einer Todten gleich sank sie zur Erde; die Eltern waren in Verzweiflung. Gustav vergaß jede Beleidigung, Erosine jede Ungerechtigkeit. Der Armen beizustehen, war Aller Bestreben.

Ernestine schlug endlich die matten Augen wieder auf. Sie erblickte ihre Eltern und duldete sie neben sich. Aber fiel ihr Auge auf die Schwester und Gustav, so kehrte ihr voriger Zustand zurück. Kaum vermochte sie der Vater zu halten.

»Wollt ihr sie tödten?« rief er mit dem Ungestüm der Vaterempfindung. »Verlassen Sie mein Haus, Gustav, wo Sie nur Unglück stiften; und Du, Erosine, hüte Dein Zimmer!« Beide entfernten sich.

Ernestine rang lange mit der Gefahr.

Doch sie genas, und mit ihren Kräften kehrte Liebe zurück, Liebe, wie sie vorher nicht kannte. Gefallsucht war's, was sie erfüllet hatte. Nun war sie auf immer davon geheilt; nur Einem zu gefallen, blieb jetzt ihr Gedanke, und dieser Eine war Gustav.

»O er hatte Recht, mich zu verlassen,« dachte sie. Wie konnte er die Anmaaßende, die Stolze, die Selbstsüchtige lieben und achten? Wie konnte sie wähnen, daß ihr bischen Reiz, ihr bischen Geist ihn dauernd fesseln würde, wenn Sanftheit und zartes Gefühl für Sittlichkeit ihnen nicht den Werth gaben? Erosinens Herz gewann Gustavs Liebe. Erosine wäre glücklich gewesen durch ihn; und das Glück hab' ich ihr geraubt! O, ich war ungerecht gegen sie!«

Im tiefen Gefühl dieses Unrechts bat sie bei den Eltern für ihre Schwester. Mit

Bescheidenheit erschien Erosine, ertrug, als ob sie sie verdienet habe, die Vorwürfe, die der Vater auch jetzt nicht unterdrückte. Sie trug sie, und sank in der Schwester Arme. Es war unverstellter Erguß ihres Herzens. Es waren süße Thränen, die sie an Ernestinens Busen weinte.

Ernestine fühlte dies, und erkannte, wie sehr die Schwester über sie erhaben, wie viel glücklicher sie sey.

Aber noch höher schwang sich Erosine. Sie liebte Gustav, und diese Liebe hatte ihr unüberwindlich geschienen. Doch nichts ist unüberwindlich der Freundschaft, wenn Tugend sie entflammt. Das Bild der sterbenden Schwester stand immer vor ihren Augen. »Sie wieder beleben, sie heilen, sie glücklich machen, das steht,« so dachte sie, »in meiner Gewalt. Ich will es versuchen und sollt ich darüber vergehen.«

Durch den Schleier der Ferne zeigte sie allmälig Ernestinen auf's neue Gustavs Bild, und ließ sie die Möglichkeit ahnen, daß er noch der ihre werden könne.

»Aber ich, um seiner werth zu seyn, ich muß erst Erosine werden,« das fühlte die Gedemüthigte.

Sie ward es. Abgelegt ward alles, was ihr Gemüth verunstaltete; sie entsagte den eitlen Ansprüchen, die ihr Unglück gemacht hatten, und die sie in der Welt vereinsamet haben würden. Die Liebe erleichterte ihr diese Entsagung, und führte sie zur Natur zurück. Aber die Liebe auch ließ sie nicht verkennen, wie groß das Opfer war, was Erosine ihr brachte, und wie nahe die Annahme des Opfers an Ungerechtigkeit gränze.

Thätiger ist keine Tugend, als Wohlthun. Erosine gewann es bei den Eltern,

daß auch Gustav wieder erscheinen durfte. Er kam; aber entfernter, als je, von der Ältesten; verliebter, als je, in die Jüngste.

Erosine nutzte Gustavs Neigung zu ihr, um mit ihm von ihrer Schwester zu reden, von ihrer hinwelkenden Schwester, die ihn liebe, die ohne ihn nicht leben könne.

»Und ich,« unterbrach er sie,« ich kann nicht leben ohne Erosine. Nur von ihr mag ich reden.«

Erosine schwieg. Sie bereitete eine Scene, wo ihre Schwester Gustaven in einer Gestalt erscheinen sollte, wie er sie noch nicht kannte.

Nach langer Unterbrechung öffnete sich auf ihren Betrieb im väterlichen Hause wieder der große Zirkel, der Ernestinen einst zum Schauplatz ihrer Eroberungen, ihres Witzes und ihrer Launen gedient hatte. Auch jetzt erschienen ihre Anbeter

mit allen ihren Anmaaßungen, und umringten sie mit ihren Schmeicheleien, mit ihrem schneidenden Witze, mit ihrem schnöden Urtheil über alles, was dem Menschen heilig seyn sollte.

Aber wie wunderten sie sich über Ernestinens veränderten Ton. An die Stelle des Leichtsinns, mit dem sie sonst jene Äußerungen aufnahm, war holder Ernst getreten. Mit wenigen bedeutenden Worten gab sie dem Gespräche die Richtung, welche die Sittlichkeit forderte, und die Anbeter entfernten sich mit der höhnenden Bemerkung: »Es ist der moralisirende Gustav, der aus ihr spricht.«

Gustav mischte sich jetzt gefällig in das Gespräch, und er wußte es so zu lenken, daß die Höhnenden in ihrer Blöße, und Ernestine gerechtfertiget erschien. Die Wolke der Anbeter verschwand, und Gustav machte

mit jedem Tage die willkommene Erfahrung, daß nicht vorübergehende Laune Ernestinen treibe, daß mächtig ihr Sinn geändert sey, und daß er diese Sinnesänderung gewirket habe. Die Grazie söhnte sich mit dem Talente aus, und Ernestine erschien im ungetrübten Glanze des Geistes und der Anmuth, die einst Gustav gefesselt hatten. Allmälig war's ihm, als ob er nie aufgehört habe, sie zu lieben.

Erosine, die Edle, freute sich der Entdeckung, und es war ihr Triumph, als sie an einem schönen Abende der Schwester Hand in die Hand ihres Gustavs legen konnte. In dem lächelnden Auge der Siegerin dämmerte eine Thräne, als sie es that. Sie hatte ihrem Willen geboten, aber nicht ihrem Gefühle. Ach! sie erlag dem mächtigen Gefühle; Erosine starb. —

Ihr Schatten umschwebte Ernestinen, und Jahre vergingen, ehe sie des Glückes froh werden konnte, das mit so seltnem Edelmuth ihr die Verklärte bereitet hatte.

VII.

Sir Rivers*)

»Ihren Rath, lieber Doctor! Ich bin unglücklich!« Mit den Worten trat Sir Rivers in des Doctors Patrik kleines Zimmer. Er legte Jagdflinte und Tasche ab, trocknete sich die heiße Stirne, und war im Begriff, den einzigen mit Papieren bepackten Stuhl zu entlasten, um sich darauf zu werfen.

»Um des Himmels Willen, Sir Rivers!« schrie jetzt der Doctor, und riß die Brille von der Nase. «Verwirren Sie nicht meine Papiere! Ich vergleiche grade alle

---

*) Nach dem Französischen, so wie die zwei vorhergehenden.

Nachrichten über die große Chinesische Mauer. Auch über den Ägyptischen Canal bin ich beinah auf's Reine gekommen.«

»O ich wollte,« unterbrach ihn unwillig Sir Rivers,« ich wollte, daß ich auch so mit meinen Töchtern auf's Reine gekommen wäre! Was geht uns in der Grafschaft Kent der Ägyptische Kanal an? Wenn Sie rathen können, so rathen Sie, nicht dem Sultan, sondern Ihrem Nachbar, Sir Rivers.«

»Nun, nun, gemach, Sir Rivers! Hab' ich Ihnen denn je meinen Rath versagt? Sehn Sie, da hab' ich Ihnen nun den schönsten Platz bereitet. Keine Spur mehr von der Mauer und dem Canal. Nun sagen Sie mir, was machen Ihre liebenswürdigen Töchter, die stolze Arabella, die sanfte Felicia und das kleine Ding, die Laurentia!«

»Schade, lieber Doctor! daß Sie nicht nach einem Sohne fragen können! Da sitz' ich Armer mit drei Töchtern. Ach! was machen einem die Mädchen zu schaffen!«

»Ey, mich däucht, Sir Rivers! Sie befanden sich so wohl unter den drei Mädchen. Es war ein Fest, es anzusehen, wie sie an dem Vater hingen.« —

»Ich muß lachen, Doctor Patrik! Ja, ja, Sie sind in Jahr und Tag nicht in meinem Hause gewesen. Indessen Ihnen die Chinesische Mauer unter den Händen verfiel, wuchsen mir die Mädchen heran und — «

»Fühlten ihre Bestimmung.«

»Da steckt es gerade: Was ist ihre Bestimmung?«

»Je nun, zu heirathen.«

»Aber wen, Doctor Patrik? Sehn Sie, weil ich das nicht weiß, darum sitz' ich hier.

Um die Älteste, die Stolze, wie Sie sie nennen, bewirbt sich ein ehrsames Mitglied des Oberhauses. Die schmachtende Felicia hat das Herz eines jungen Höflings erobert. Wenn ich meine, daß er in St. James aufwartet, so kommt er auf meinen Hof geritten. Gottlob! dachte ich oft, daß die kleine Laurentia erst funfzehn Sommer zählt! Aber, denken Sie, seit vierzehn Tagen schleicht auch ihr ein Gelbschnabel vom Lande nach, der nichts versteht, als seine weißen Zähne zu zeigen. — Ach! meine brave Sara hat sehr Unrecht daran gethan, daß sie starb. Wollte Sie mir nur Mädchen geben, so mußte sie auch leben, um sie zu hüten. Ich verstehe nichts davon. Verstehn Sie's, Doctor? Soll ich meine Töchter unter Schloß und Riegel bringen, oder soll ich sie weggeben? Soll der Lord Eduard die Arabella, der schöne Höfling Georg

meine Felicia, und das Männchen Heinrich die kleine Laurentia heimführen?«

»Scheinen die Bewerber sehr zu harmoniren mit Ihren Töchtern?«

»O ausnehmend. Es ist eine Eintracht unter ihnen, die weit geht.«

Der Doctor schüttelte bedenklich den Kopf, hustete, nahm eine Prise Saintvincent und sprach:

»Mein sehr geehrter Herr Nachbar! Als ich unter dem berühmten Professor Fulgiron zu Oxford die Philosophie studirte, da demonstrirte uns dieser große Mann auf die einleuchtendste Weise, die Ursache der Bewegung der Erde, dieses elenden Planeten, auf dem wir so viel Thorheiten begehen.«

»Aber, lieber Doctor! während Sie mir die Bewegung der Erde erklären, möchten auch meine Töchter sehr ernsthafte Thorheiten darauf begehen. Ein andersmal von

dem

dem berühmten Professor Fulgiron, von dem ich übrigens nie was hörte.»

»Geduld, Sir Rivers! Darum eben müssen Sie von ihm hören. Sein System führt uns gerade auf die Entscheidung der streitigen Frage.«

»Auf die Heirath meiner Töchter?«

»Auf die Heirath Ihrer Töchter. — Der berühmte Doctor Fulgiron zu Oxford also setzte die Hölle in den Mittelpunct der Welt, und in der Mitte der Hölle legte er ein großes Rad an, welches alle Verdammten in Umschwung bringen mußten. Sie machten das Rad drehen, wie etwa ein kleiner Hund das Rad eines Gahrkochs drehen macht. Und das, sagte Fulgiron, sey die wahre Ursache der allgemeinen Bewegung der Erde.«

»Der Kerl war ein Narr!« platzte Sir Rivers heraus.

»Nicht so hastig!« rief der Doctor.

»Aber lieber Patrik!« sprach ruhig der Landjunker. «Wenn man auch mit Engelsgeduld die Sache überlegt, Ihr Fulgiron bleibt immer ein Narr. Denken Sie nur, wie sehr sich seit ein paar tausend Jahren die Zahl der Verdammten vermehret hat. Nach dem Maße müßte ja auch der Umschwung des Rades, und sonach die Bewegung der Erde verstärket seyn. Aber so viel ich weiß, braucht unsre Erde zu ihrem Lauf noch eben so viel Zeit, als sie vor zwei tausend Jahren gebraucht hat.«

»Bravo! lieber Herr Nachbar! die nämliche Einwendung machte man auch einst in meiner Gegenwart dem berühmten Professor Fulgiron zu Oxford. Aber wissen Sie, was er antwortete? Freilich, sagte er, scheint es, daß die Bewegung des großen Rades nach dem Verhältnisse der größern

Zahl der Verdammten jetzt schneller seyn müsse. Aber ist es nicht eine Thatsache, daß eben so viel Weiber als Männer sterben? Ist es nicht weiter ein unstreitiger Erfahrungssatz, daß die Weiber von einem Widerspruchsgeiste beseelet werden, der sich in unaufhörlichem Kampfe mit dem Willen der Männer entwickelt? Nun begreifen Sie, so fuhr der berühmte Professor Fulgiron mit siegender Kraft fort, nun begreifen Sie, meine Herren! warum alles bleibt, wie es vor zwei tausend Jahren war. Die vermehrte Kraft der Männer wird durch die Weiber immer wieder aufgehoben, und so erhält sich ewig das Gleichgewicht. Sie sehn nun schon, Sir Rivers! wo ich hinaus will.«

»Ach Gott! nein!« seufzte der Landjunker.

»Das führt mich unmittelbar,« versetzte Patrik,« auf die Heirath Ihrer Fräulein

Töchter. Zum Widerspruch also sind die Weiber geboren: das ist einmal gewiß, und das erfuhren Sie so gut, als ich. Finden sie nicht Gelegenheit, zu widersprechen, so werden sie elend, bekommen Krämpfe, Nervenzufälle, werden unglücklich. Sie sind ein so guter Vater, lieber Sir Rivers! wie sollten Sie denn so liebenswürdigen Mädchen, als ihre drei Töchter sind, die Freude des Lebens rauben?«

»Das möcht ich um vieles nicht.«

»Nun so rath' ich Ihnen, verheirathen Sie Miß Arabella nicht mit Lord Eduard, Miß Felicia nicht mit dem Ritter Georg, und die kleine Miß Laurentia nicht mit dem Laffen Heinrich. Hymens erste Freuden gleiten schnell vorüber, und was soll dann weiter daraus werden? So weit ich aus Ihrer Schilderung schließe, ist der Charakter der Anbeter dem ihrer Angebete-

ten ähnlich. Werden sie ihre Ehemänner, so können sie ihnen nichts versagen; und wo bleibt dann die Freude, die der Widerspruch in so reicher Maaße, besonders den Weibern gewähret? Die Weiber des Pöbels wollen geschlagen seyn; wohlerzogene Weiber verlangen Widerspruch. O, Sir Rivers, ich weiß das aus Erfahrung; aber ach! nur zu spät habe ich die Erfahrung gemacht. Meine verstorbene Frau, Gott habe sie selig! wandte alles an, um mich zum Widerspruch zu bewegen. Selbst Eifersucht brachte sie in's Spiel; aber sie gewann es nicht, mich aufzubringen. Aus Verzweiflung verfiel die arme Frau in ein widernatürliches Schweigen. Ach! eine Frau, die schweigt, ist sehr krank, Sir Rivers! — Die meine — starb, und täglich mache ich mir Vorwürfe wegen ihres Todes. O, denke ich oft, wäre ich nicht so

grausam gewesen, ihr Bedürfniß des Widerspruchs unbefriedigt zu lassen, sie lebte wohl noch. — Nehmen Sie ein Beispiel an mir, Sir Rivers! Um die Ehen fruchtbar zu machen, kreuzt man die Raçen. Um sie glücklich zu machen, kreuzen Sie die Charactere, Sir Rivers! — Geben Sie der Miß Arabella den Heinrich, der Felicia den Lord Eduard, und Miß Laurentia werde die Gattin des Hofmanns. So vermeiden Sie den Eckel der Eintönigkeit. Ich wiederhole es: Nichts Traurigeres in der Welt, als immer Einer Meinung zu seyn! Sie verlangten meinen Rath; einen bessern, als den ich gab, vermag ich nicht zu geben.«

Doctor Patrik schwieg. Sir Rivers hatte, noch während der Doctor redete, seine Jagdtasche wieder umgelegt, und die Flinte ergriffen. Er nahm den Augenblick

des Schweigens in Acht, dankte dem Doctor, und ging davon.

Die ihm auf dem Wege begegneten, meinten, der Junker sey närrisch geworden. Denn wechselnd redete er laut, oder lachte.

Als er seinen Landsitz erreichte, fand er in der nächsten Laube Lord Eduard zu den Füßen Arabellens; nicht fern von dort küßte der Ritter Georg Feliciens Hand; er ging weiter, und traf den Junker Heinrich im Begriff, die kleine Laurentia zu umarmen.

»Sonderbar genug,« sagte Sir Rivers zu sich selbst, »sonderbar, daß diese sechs Leutchen, die so einig zu seyn scheinen, durchaus zum Unglück bestimmt seyn sollten! Doctor Patrik ist das Orakel der Gegend; aber Doctor Patrik möchte doch wohl Unrecht haben. Doch, damit ich mir künftig keine Vorwürfe mache, will ich den weisen Rath nicht ganz in den Wind schlagen.«

So dachte er, und rief seine drei Töchter zusammen. »Arabella!« sagte er, »es taugt nicht, daß Du einen Mann zu Deinen Füßen duldest; und sich die Hand küssen zu lassen, Felicia! das ziemt sich auch nicht. Am wenigsten solltest Du, Laurentia! schon die Umarmung eines Mannes leiden. Unbesonnene, die ihr seyd! Eure Verbindung wird Euch alle drei unglücklich machen. Ich habe nichts dagegen, daß ihr heirathet, und an einem anständigen Brautschatz soll es Euch auch nicht fehlen; ich will mich für Euch aufopfern; aber dagegen verlange ich, daß Ihr Eure Liebhaber — wechselt.«

Bei diesem Worte runzelte die stolze Arabella die Stirne. Felicia's Augen wurden naß von Thränen. Die kleine Laurentia warf ihre Lippen empor.

»Mein Vater!« sagte Arabella. »Ich weiß, Sie wollen unser Glück. Wie könn-

ten Sie sich denn unsern Neigungen widersetzen? Die Wahl, die unsre Herzen getroffen haben, ist unserm Stande angemessen, und unsere Gemüthsart stimmt ganz mit dem Character der Ritter überein, die um uns werben.«

»Desto schlimmer!« rief der Vater. »Ich habe den Doctor Patrik gefragt, und der sagt, daß eine solche gleiche Stimmung durchaus nichts für die Mädchen taugt. Er hat mir bewiesen, daß es ein Bedürfniß für Euch ist, Männer zu haben, mit denen man sich zanken kann.«

»O, lieber Vater!« unterbrach ihn die kleine, stumpfnäsige Laurentia; »es giebt doch noch dringendere Bedürfnisse für uns Mädchen, als grade das.«

Sir Rivers lachte über die Naivität des Mädchens. «Du vorlaute kleine Hexe, Du willst auch schon heirathen?«

»O ja, lieber Vater! Das Beispiel meiner Schwester hat mich angesteckt. Erst dachte ich, es müßte langweilig seyn, immer, wie sie, einen Mann zur Seite zu haben. Aber seit ich den Junker Heinrich kenne, finde ich das nicht mehr. O es ist nichts artigeres, als die Liebe!»

»Ei, ei, ei! Ich wollte, daß der Doctor Patrik hier wäre!«

»Der Doctor Patrik! Der Thor! Fragen Sie doch den nicht um Rath! Der ist viel zu gelehrt, als daß er die Liebe kennen sollte.«

»Mädchen! sprich mit mehr Respect von dem Doctor Patrik. Der weiß alles, folglich auch das Capitel von der Liebe. Du weißt, daß er verheirathet war; aber Du weißt nicht, daß der Verdruß, nicht widersprochen zu werden, seiner Frau den Tod

brachte. Seht, das sind die Folgen zu großer Harmonie und Liebe.«

»O, Väterchen! des Doctor Patriks Frau starb wohl aus Mangel an Liebe. Wie könnte solch ein Pedant lieben. Liebe ist der Weiber erstes Bedürfniß. Bleibt dies unbefriedigt, dann erwacht erst der Geist des Widerspruches.«

»Also Du verwechselst Deinen Heinrich nicht gegen einen andern Liebhaber?«

»Nicht für den Prinzen von Wallis gäbe ich ihn hin,« rief Laurentia. Arabella und Felicia waren eben so wenig geneigt, ihren Liebhabern zu entsagen. »Was soll ich machen?« rief Sir Rivers. «Ich habe Euch gewarnet. Zwingen will ich Euch nicht: so geht dann Euerm Schicksal entgegen.«

Die entzückten Mädchen umarmten den Vater mit einer Zärtlichkeit, die ihm neu

war. Ein Tag machte alle drei glücklich. Arabella, durch den prächtigen Titel Lady geehrt, eilte, um in der Hauptstadt zu glänzen. Felicia, deren Gemahl zu einer Gesandtschaft ernannt wurde, zog an einem fremden Hofe die Bewunderung auf sich. Laurentia, welche die Grafschaft Kent nicht verließ, lebte glücklich mit ihrem Heinrich.

»Lieber Nachbar!« sagte nach einigen Jahren Sir Rivers zu dem Doctor Patrik; »diesmal, glaub' ich, haben Sie Unrecht gehabt. Meine Töchter zanken sich nicht mit ihren Männern, und doch sind sie glücklich.«

»Desto besser für sie!« antwortete trocken der Doctor. «Aber Unrecht habe ich darum nicht. Die Ausnahme bestätiget nur die Regel.«

VIII.

Der zweite Joseph.*)

Tharan, ein christlicher Landmann in der Gegend von Damascus, hatte das Unglück, welches nicht selten die Väter dieser Gegend betrift: sein Sohn, ein eilfjähriger Knabe, ward ihm von vorüberziehenden Horden geraubet. Er war untröstlich über den Verlust, und die sorgsamsten Nachforschungen blieben ohne Erfolg.

Indeß kam im Jahre 1776 eine schreckliche Hungersnoth über Syrien. Heere von Heuschrecken hatten die Felder verwüstet, und das Getreide bis an die Wurzel abgefressen.

---

*) Savary's Ägypten. Berlin 1786. S. 254. ff.

Tharan litt, seinen Nachbarn gleich, an den Folgen dieser Noth. Den dringendsten Bedürfnissen seiner zahlreichen Familie abzuhelfen, verkaufte er erst sein Vieh. Dann ging er, von Hungersnoth gedrängt, in die Stadt, um auch sein Ackergeräth zu verkaufen.

Mit dem wenigen daraus gelöseten Gelde eilt er auf den Markt, der von Käufern und Verkäufern wimmelt. Alles drängt sich um einige Karren mit Getreide, die eben aus Ägypten angekommen sind. Die Verkäufer erzählen beim Ausmessen des Korns viel von dem Waffenglück des Murat Bey, der die andern Beys überwunden, sie tief bis in Oberägypten verfolget, und jüngst einen triumphirenden Einzug in Cairo gehalten habe. »Und dieser Held,« so fährt der Ägyptier fort, »ist ein Syrier, welchen streitende Araber in seiner Jugend geraubet

und als Sclaven in Damiate verkauft haben. Seine Klugheit hat ihn aus der Tiefe der Sclaverei zum Mächtigsten in Ägyptenland erhoben.«

Tharan, hierdurch aufmerksam gemacht, erkundigte sich näher, und alles, was er von Murats Gestalt und Character hört, überzeugt ihn, daß der siegende Bey sein verlorner Sohn ist. Er eilt, seiner harrenden Familie den eingekauften Vorrath zu bringen, und erzählt, was er gehöret hat.

Das ganze Haus kommt in Bewegung über die glückweissagende Botschaft. Alle Kinder wollen auf der Stelle dem Vater nach Ägypten folgen, und den vornehmen Bruder besuchen. Die Mutter allein war still. »Und glaubt ihr denn,« sprach sie sorgsam und mit Thränen im Auge, »glaubt ihr, daß ein Sohn, der die Religion seiner Väter verließ und den Turban nahm,

nun im Glücke seinen Vater und seine Brüder anerkennen werde?«

«Ach!« seufzte Tharan; «das verleidet auch mir die Freude. Ich zittere vor dem Augenblick des Erkennens. Und dennoch widerstehe ich nicht dem Drange, meinen geliebten Joseph aufzusuchen. Schon die Sorge für meine nothleidende Familie fordert es von mir. Aber ich reise allein. Gott sey bei Euch! Betet für mich!»

Er entriß sich den weinenden Seinen, schiffte sich zu Alexandrette ein, und kam glücklich nach Damiate.

Was die Ägyptischen Kornverkäufer erzählt hatten, fand er alles bestätiget. Er setzte seine Reise fort, und erreichte glücklich die Hauptstadt. Sein dürftiges Äussere erschwerte ihm Anfangs den Zugang zu Murat. Aber es siegte sein hohes Alter, das im Orient billig geehrt wird. Ein Officier

nahm sich seiner an, und meldete dem Bey, daß ein Greis, dem es schlecht zu ergehen scheine, wiederholt mit ihm zu reden begehre.

»Man laß ihn eintreten!« sagt urat. Zitternd betrat Tharan den reichen Teppich, der den Fußboden des Divans deckte. Murat, auf einem mit Gold und Seide gestickten Sopha ruhend, winkte dem Zögernden. Tharan nahte sich, und stand vor ihm. Von mannichfaltigen Empfindungen bestürmt, fehlten ihm Anfangs Worte. Aber als die feste Ansicht seine Vermuthung bewährte, bezwang die Stimme der Natur jede Furcht. »Du bist mein Sohn!« rief er und umfaßte die Kniee des erstaunten Beys.

Murat hob ihn auf. Schnell überzeugt, daß der Greis sein Vater sey, weinte er an seinem Busen, und überhäufte ihn mit

Wohlthaten. Tharan mußte genau erzählen, wie es seiner Mutter und seinen Geschwistern erging. Von ihrer Noth gerührt, rief Murat: »Kommt doch alle zu mir nach Ägypten, und theilet meine Habe. Ich will ein Schiff senden, das Mutter und Geschwister zu uns führe.«

»Wohl mir!« rief Tharan bewegt, »wohl mir, daß auch noch unterm Caftan Dir ein Herz schlägt, welches die Religion nicht verläugnete. Mehr, als der Glanz Deines Glückes, wird das Deine Mutter erfreuen. Aber nach Ägypten zu ziehen, und ihre andern Kindern der Gefahr bloß zu stellen, die Du, mein Sohn, bestandest, dazu möchte ich sie nicht bereden. Laß mich ziehen mit der frohen Nachricht, daß Du lebest und ihrer werth bliebest.«

»Edler Mann!« sprach Murat. »Ferne sey's, daß ich Dich zu etwas bereden sollte,

was Deinen Gefühlen widerstrebet. Aber erlaube, daß ich Dich und die Meinigen vor künftigem Mangel bewahre.«

Er ließ ihm ein Schiff ausrüsten, und sandte ihn, mit Gold und Getreide beladen, nach Syrien zurück. Tharan brachte Freude und Überfluß in seine ländliche Wohnung, die er nicht verließ, und in der er glücklicher lebte, als sein mit Glanz und Gefahren umgebener Sohn, im Palaste zu Cairo.

Noch in seinem Alter mußte Murat Bey vor den Fränkischen Fahnen fliehen. Zwar brachte das Kriegsglück Ägypten wieder unter die Herrschaft der Osmanen. Aber Murats Glück blühte nicht wieder auf. Er erlag dem Verrathe.

IX.

Drako, ein Morgenländisches Hykayn.*)

Drako, erster christlicher Dollmetscher der Pforte, war mit der Theologie der Moslems nicht weniger bekannt, als mit der der Christen. Diese, unter den Osmanen seltene, gelehrte Kenntniß machte ihn berühmt in Stambul, zog ihm aber auch den Neid und die Feindschaft der türkischen Schriftgelehrten zu. An der Spitze seiner Widersacher stand der Mufti. Unwissend

*) Ein Seitenstück zu Boccazens und Lessings berühmten Ring-Apolog, den der letzte seinem Nathan in den Mund legt. Der Polnische Graf von P. hörte dieses morgenländische Hykayn, als historische Thatsache, in Constantinopel erzählen. Kleine Reisen Bd. VI. S. 26.

und nur durch Ränke zu dieser Würde erhoben, konnte er nicht dulden, daß ein Ungläubiger durch Kenntnisse glänzte, die er selbst vernachlässiget hatte. Um ihn zu stürzen, wandte er sich an den Wessir. »Du hast dem Drako Dein Vertrauen geschenkt,« sprach er. »Auch ist unsere Nachsicht gegen die Unwissenden unter den Christen löblich. Aber diese Nachsicht darf sich nicht auf jenen Ungläubigen erstrecken, auf ihn, der unser Gesetz kennt, und es doch nicht befolgt. Schon lange ist die Ulema durch dies Ärgerniß gekränkt worden, und ich, ihr Haupt und Organ, bin gezwungen, sie zu rächen. Großmüthiger Gebieter, Du, der Du ungetheilt die Gunst unsers erhabenen Sultans besitzest, merke auf den Rath der Religion, die durch meinen Mund zu Dir redet. Diesen Zwitter von Moslem und Christ zu dulden, verbeut sie. Laß den

Drako zu Dir rufen, und frage ihn, welche von den beiden Religionen er für die wahre halte? Erklärt er sich für die unsere, so gehorche er ihrem Gesetze. Wählt er die andere, nun so ist er ein Gotteslästerer. Er verschuldet den Tod.«

Der Wessir willigte, wiewohl ungern, in das Begehren des Mufti. Er ließ Drako rufen.

»Dragoman!« so redet' er ihn an. »Ich weiß, daß Du beides, das Gesetz, das unserm heiligen Propheten offenbaret wurde, und das, welches Issa*) vor Zeiten seinen Jüngern gab, von Grund aus kennest. Welchem von beiden räumest Du den Vorzug ein?«

»Darf ich,« sprach mit Fassung Drako, »darf ich, ehe ich antworte, eine Geschichte erzählen, die mich vielleicht der Antwort

*) Jesus.

überhebt? Als ich im Namen des Sultans die Provinz regierte, welche einst meiner Sorgfalt anvertrauet war, meldeten mir einige Unterthanen Seiner Hoheit, daß sie eine Mine von edlen Metallen entdeckt hätten. Ich ließ sie graben. Sie gruben sich verschiedene Gänge, drangen bei Lampenschein in tiefe Schachte, und alle belebte die Hoffnung, früh oder spät zum Besitze der Mine zu gelangen. Nach langer, unermüdeter Arbeit erloschen ihre Lampen. Aber so groß war ihr Eifer, zu finden, was sie suchten, daß sie das Erlöschen nicht gewahr wurden. Sie tappten weiter, und griffen, und jeder rief: Ich fand das Gold! Was ihr andern habt, ist Kupfer und Zinn.«

»Der, welcher von den Höhen des Himmels die Ameise in der Tiefe des Abgrundes sieht, und das Geräusch ihrer Füße

vernimmt, erblickt auch in ihren dunkelen Schachten die Wähnenden. Er hätte ihre verloschenen Lampen wieder anzünden, oder ihnen einen Strahl von dem ewigen Lichte senden können, der ihn umgiebt; aber er that es nicht. Ihm genügte, jedem von ihnen die Hoffnung und die Zuversicht zu lassen, die zur Gründung ihrer Glückseligkeit hinreichten.«

Drako schloß seine Erzählung. Der Wessir winkte ihm Beifall, und der Mufti, der unwissende Heuchler, schlich beschämt von dannen.

X.

Fo, der Gerechte.

Fo, der Gott der Chineser, machte sich oft, so geht die Sage, ein Fest daraus, unerkannt auf der Erde umher zu gehen, die Herzen der Sterblichen zu prüfen, und mitunter schon hier zu lohnen und zu strafen. So kam er einst in schlechtem Aufzuge bei eintretender Nacht vor die Hütte einer Wittwe, und bat um Einlassung. Die Wittwe öffnete schnell die Thüre dem Flehenden, dessen sanfte Stimme sie schon gerühret hatte. Und als sie nun beim Scheine der dürftigen Lampe ihm in's Gesicht blickte, aus welchem die Redlichkeit strahlte; als sie hörte, daß er sich auf seinem Wege verirret habe, und daß ihn hungere, da

führte sie mitleidig den Fremden in ihr Stübchen, setzte ihm vor, was das Hüttchen vermochte, schürte das Feuer an, und bereitete ihm ein warmes Lager und erwärmte es.

Der Gast ließ sich das gefallen. Er unterhielt die Matrone mit belehrenden Reden, und legte sich dann zur Ruhe. Die sorgsame Wittwe ging jetzt in das Stübchen, um sich zu erkundigen, ob ihm noch irgend etwas abgehe, was sie ihm reichen könne. Aber sie fand den Gast schon schlafend.

Als sie ihn so mit ihrem Lämpchen beleuchtete, sah sie, worauf sie bisher nicht sehr geachtet hatte, daß sein Kleid zerrissen war; und durch die Risse bemerkte sie, daß kein Hemd seine Blöße decke. Sie seufzte und unverzüglich schloß sie ihren Kasten auf, und schnitt von ihrem groben, selbstge-

sponnenen Leinen so viel ab, als zu einem Hemde erforderlich war. Nun begab sie sich an die Arbeit, und mit angestrengtem Fleiße nähete sie die Nacht durch an dem neuen Hemde.

Als mit Tagesanbruch der Fremde erwachte, hatte sie die Freude, es ihm fertig zu reichen. Mit Dank empfing er die Gabe und schied. »Gott lohne Dir,« sprach er beim Scheiden, »Gott lohne Dir, was Du an mir thatest! Wenn ich geschieden bin, dann müsse Dein erstes Beginnen nicht aufhören, bis die Sonne sinkt!«

Nur mit halbem Ohre hörte die Matrone diese letzten Worte. Sie ging in die Hütte zurück, und das erste, was ihr auffiel, war die Rolle Leinen, von der sie das Hemd geschnitten hatte für ihren Gast. Sie wollte es in den Kasten zurücklegen. »Wie viel Ellen,« dachte sie jetzt, »mögen noch

wohl daran seyn?« Sie öffnete die Rolle, und fing an, das Leinen an ihrem Arm zu messen. Sie maß, und maß; die Rolle entwickelte sich unaufhörlich, ohne dünner zu werden. Das Stübchen faßte bald nicht mehr das ausgemessene Leinen, und die Wittwe, die sich jetzt der letzten Worte des scheidenden Fremden erinnerte, setzte mit dankbarem Gemüthe ihre Messung fort. Ehe die Sonne sank, war sie nach ihrer Art eine reiche Frau.

Neidisch sah die Nachbarin auf die glückliche Wittwe, und diese verhehlte ihr nicht, wie sie zu ihrem Reichthum gekommen sey. »Bedarf es nur das,« dachte die Nachbarin, »so will ich auch wohl reich werden.« Sie, die sonst den Armen kaum die Brosamen gereichet, vielweniger sie gastfrei in ihre Wohnung aufgenommen und gekleidet hatte, sie verließ jetzt nicht die Thür' ihres

Hau-

Hauses, in der Hoffnung, der ihr bezeichnete Fremde werde vorüber gehen. Es währte nicht lange, da ward sie ihres Wunsches theilhaftig. Mit offnen Armen flog die Hocherfreute dem Vorübergehenden zu, und führte ihn mit rührender Äusserung der Theilnahme an seinem Elend in ihre Wohnung Man kann denken, mit welcher Fülle von Speise und Trank er hier umringt wurde. Der Gesättigte ward dann in ein Schlafzimmer geführt, wo er auf einem Lager von Daunen bis zum Morgen ruhete. Kaum war er erwacht, so trat die Wirthin in die Kammer. »Lieber Gast!« so sprach sie, «mit Bedauern habe ich das grobe Leinen Deines Hemdes gesehen; Sieh! ich bereite Dir ein feineres, und gern habe ich die Nacht schlaflos zugebracht, um es zu vollenden. Nimm es gütig an!«

Der Gast weigerte sich nicht der An-

nahme. Er dankte für die Gabe und verließ die Wohnung mit den gleichen Worten: »Wenn ich geschieden bin, dann müsse Dein erstes Beginnen nicht aufhören, bis die Sonne sinkt!«

Die Wirthin begleitete den Fremdling noch eine Strecke außer dem Hause. Dann eilte sie, was sie konnte, und maß schon in Gedanken an ihrem Arm ihr unendliches Leinen. In der Eile fällt sie beinahe über einen Eimer voll Wassers, den sie, als sie den Fremden fand, hatte stehen lassen. In diesem Augenblicke grunzet ihr Schwein. »Das Thier,« denkt sie, »bekommt über mein Meßgeschäfte den Tag über kein Futter; ich will ihm wenigstens das Wasser vorgießen.« Sie thut es; und siehe! der Eimer wird nicht leer. Sie gießt, und kann nicht aufhören zu gießen, so gewaltsam sie auch den Arm zu wenden sucht.

Den ganzen Tag über goß die Arme, und erst, als die Sonne sank, versiegte der Eimer. Die ganze Gegend umher war überschwemmt und die Nachbaren kamen in Haufen und foderten Schadensersatz von der Gießerin. Sie ward ärmer, als zuvor, und für Leichtsinnige ein Gegenstand des Spottes. Weisere, welche die Geschichte hörten, hielten den Spöttern vor, daß der Eigennutz sie verblendet haben würde, wie die Verspottete. Dann schlugen sie ihren Confucius nach und lasen ihren Frauen und Kindern die Stelle vor: »In der Schätzung »des Werths unserer Handlungen steht der »gute Wille obenan; es ist die Bedingung »alles übrigen. Aber nur dann ist gut der «Wille, wenn er ohne Nebenabsichten han»delt, wie Pflicht ihm zu handeln gebeut.«

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Halem, Gerhard Anton <<von>>,

Schriften

Bd.: 1

Münster 1803

P.o.germ. 553-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10110251-1